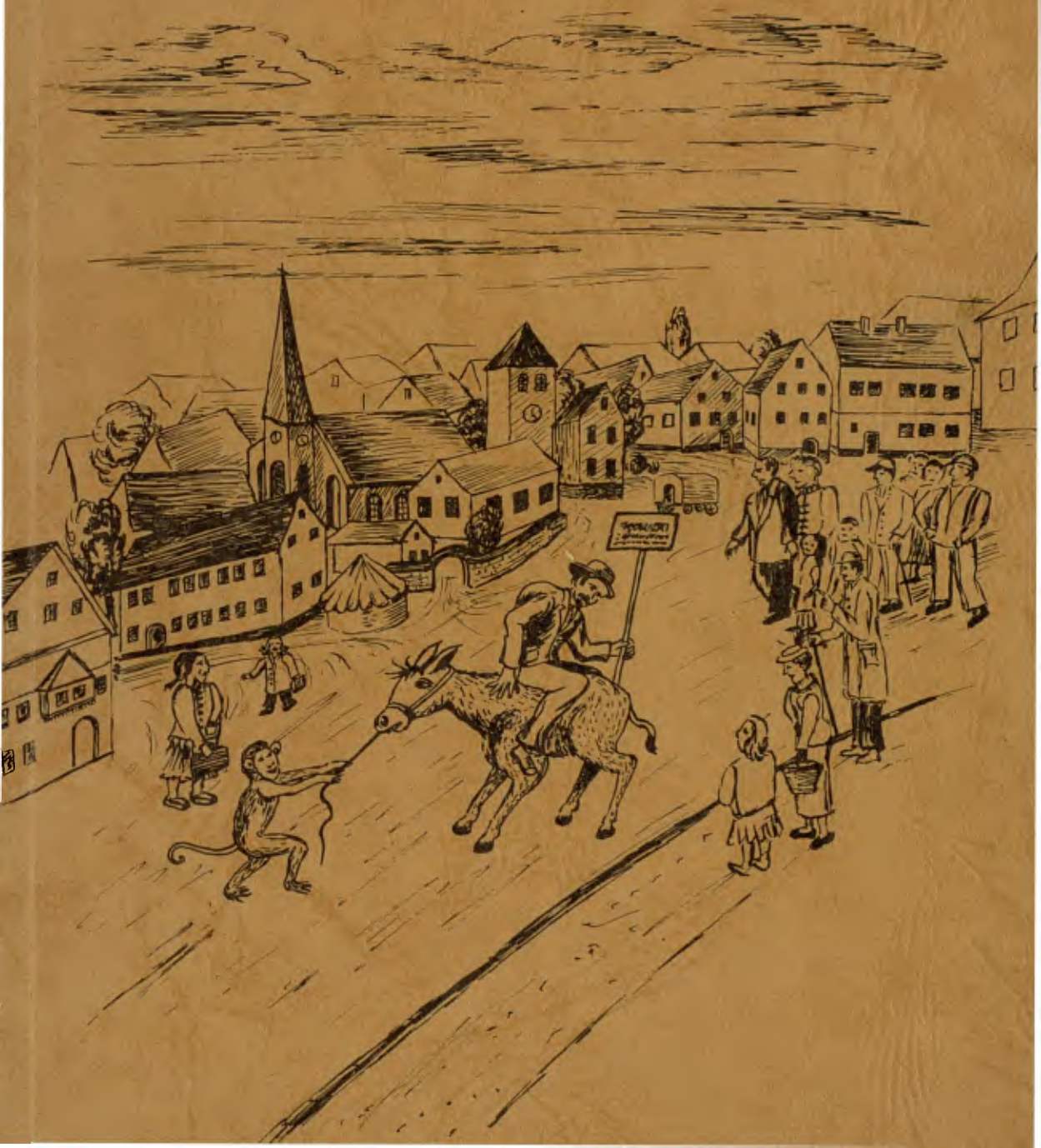
DER ZÜNDERLE

und seine Zeit



JOSEF WEBER

DER ZÜNDERLE

und seine Zeit

1977

ERSTAUFLAGE

Alle Rechte vorbehalten, Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
© Josef Weber, Sulz, Bachstraße 34
Zeichnungen: Josef Weber, Ernst Wilhelm, Karl Schmitt
Fotos: Josef Weber, Arthur Strebler
Gesamtherstellung: Offsetdruck Robert Weber, Speyer

Printed in West-Germany

– Der „Zünderle" und seine Zeit –

Wenn in unserer Neuzeit nur noch der Terminkalender die Nerven kitzelt und husch-husch das Leben der Menschen bestimmt, wollen wir doch noch lieber einmal mit dem Bennewägele heiter durch die Gegend fahren und nach den Hambertle und all den lustigen und durstigen Originalen suchen, die in einer poesievollen, geruhsamen Zeit, wenigstens am Sonntag, noch ein ruhiges, besinnliches Stündchen verleben konnten. Ja, mit den Händen im Hosensack konnte man über den Weg gehen ohne fiebrig auf die rote und grüne Ampel zu achten, um nicht gleich totgefahren zu werden. Ich will nun, wenn es mir gelingt, von solchen erzählen, die ich alle noch recht gut kannte.

Da war der männiglich bekannte „Z'schepp – Z'schepp" in Christus geboren, aber weder Heide noch Christ. In der Bibel hatte er nie gelesen und hielt vom Propheten ebensoviel wie der Katzerolli von einem Gebetbuch. Sein richtiger Name ist in der Geburtsurkunde mit Sepp Trahasch verzeichnet und er war zu meinem Stolz auch noch ein Vetter von mir. Das „S" aber brachte er nie über die Zunge und schnalzte Z–Z–Z. Kam zu ihm nach Martini der Messner mit dem Kirchenzettel, wo er wie immer schon arg knapp bei Kasse war, mußte der getreue Diener Gottes viel Sündiges über sich ergehen lassen. – Hör Meinrad, ich geh ja nur an Hochzidde und Beerdigungen in d' Kirch und nehme sonst keiner frommen Seele einen Platz weg und ich will dir noch sagen, solang d' Röck im Pfarrhaus das Regiment führe, glaube ich sowieso nicht alles und will auch nichts zahle.

Zu ihnen zählte noch der „Baron", der wie meist alle im Dorf ein kleines Bäuerle, aber ohne Furcht und Adel ein freiheitlicher Geselle war und immer viel Flausen im Kopf hatte. Eines schönen Tages kam ihm die herkömmliche blaue Zwilchmontur nicht mehr modisch genug vor und ließ sich vom „Sureschnieder" einen schicken Anzug schneidern. Stolz wie ein spanischer Galan kam er nun mit dem Silberstöckle und einem „Köksle" auf dem Haupt einher und wurde von einem Witzler auch gleich zum Baron erkoren. Wenn er nun an Sonntagen inmitten der Bierstrategen saß, fingerte er immerzu an der klotzigen Silberkette her-

um und langte auch mehr als einmal die neuerstandene Sackuhr aus dem Schiletäschle um zu zeigen, daß er auch schon eine habe. Ja, so war eben noch die Zeit, wo einer das ganze Jahr hindurch Pfennigweis sparen mußte, um so ein Kleinod zu besitzen, aber wahrlich auch sein Lebtag eine Freude daran hatte.

Witz und unerschöpflichen Galgenhumor zeichneten auch den Ferdinand im Zünderle-Milieu aus. Noch vom Franzosenkrieg her, trug er eine Narbe wie ein Student von der Mensur und man konnte meinen, er wäre von adeligem Geblüt. Strickli legen und Schnepfen fangen lag ihm im Blut, wie der Katz das Mausen. Einmal holte ihn der Schandarm, weil er nachts im Wald frevelte und einem Rehbock nachstellte, ins „Hiesli" am Augraben. Die Frau brachte ihm das Essen und er sagte gleich zu ihr: „Hol im Schopf sell Brecheisen und lang es mir, wenn es dunkel wird, durchs Gitter und du wirst sehen, wie schnell ich wieder bei dir in der Kammer bin." Bald aber wäre er noch, beim Rausschlüpfen aus dem Loch, in den Augraben geplumpst und als er dann das Kirchgäßli hinaufschleichen wollte, kam ihm gerade noch der Polizeidiener in die Quere. „Ja, hör Ferdi", fragte dieser erstaunt, „von wo kumscht denn du her?" und der Ferdi lachte und meinte: „Wenn ihr Schnepfe fange welle, müßt ihr schon andere Käfige bauen". Ein andermal machte ihm am Sonntagmorgen der Kragen viel Ärger und er rief: „Komm Käther, mach mir doch des Krageknöpfli zu!" Die Käther war aber so schon nicht gut gelaunt, weil sie sich nur in der Hetze hatte können sonntäglich zum Kirchgang anziehen. „Ich hab jetzt keine Zeit mehr", sagte sie mißmutig, „mach nur deinen Kragen selber zu". Da wurde der Färdi aber zornig und brüllte vom Fluch gebannt im hohen C: „So, so, du hast keine Zeit mehr, aber jetzt sag ich dir, wenn ich nicht in die Kirch kann, kommst du mir auch nicht hinein!" Im Hui riß er ihr das "Krugärtli" vom Kopf und warf es zum Fenster hinaus, wo es auf dem Zwetschgenbaum hängen blieb. Gekränkt sagte sie zu ihm: „Bist du aber ein böser Kaib geworden, vor der Hochzeit hast mir nur liebes und gutes versprochen". Kaltschnäuzig wie es seine Art war, gab er zur Antwort: „Hättest es nicht geglaubt!".

Über der dürftigen Landwirtschaft suchte der lebendige Mann im Winter als Holzmacher noch ein wenig dazuzuverdienen. Viel schaute allerdings



„Heideni Kätter, hilf mr doch emol s'Krageknöpfli zumache"

auch nicht dabei heraus. Die Gemeinde konnte für das Ster nur 60 Pfennig zahlen. Einmal mußten sie weit oben im „Bosch" Holz hauen und die Frauen wie Kinder brachten den Männern im Bogenkorb das Essen hinauf. Manchmal, wenn die Kinder noch in der Schule waren, brachte die Angetraute gerne selber ihrem Mann das Essen. Alles wollte sie dann neugierig wissen. Wo kommt man dort den Berg hinauf und da hinunter und wo und alles so hin und zugeht. Zuguterletzt kam ihr noch heraus: „Ferdinli" gib nur gut acht, daß dir nichts passiert, wenn so ein großer Baum umfällt und komm um Gotteswille wieder gut heim." Diese naive Fragerei hörte der Ferdinand vor den anderen gar nicht gerne und er meinte mehr aus Spaß als Ernst zu ihr: „Gott Weib, wie lang het dich der Deifel noch im Sack ghan als i daift wore bin, merk dir, ich heiß nicht Ferdinli, ich heiß Ferdinand!".

Man wird wohl verstehen wie in dieser noch rückständigen Zeit die Männerwelt der Schöpfung noch so ungehobelt mit ihrer Umwelt umgehen konnte. So darf auch der „Bürzlisepp", den ich auch noch recht gut kannte nicht vergessen sein, weil gerade bei diesem Urviech gar oft die Zügel locker waren. Einmal kam dieser Mauerer in der Nacht vom Wirtshaus heim und blieb an der Steg hängen. In seinem seligen Räuschlein rief er zum Kammerfenster hinauf: „Lies', wo bin ich?" Die Lies aber riegelte die Tür auf und kam ihm mit dem Putzlumpen entgegen und hörte nicht auf zu schimpfen und zu lamentieren. Als sie ihn dann in der Stube hatte fing er noch an zu randalieren und packte vor Wut was er nur erwischen konnte, warf den ganzen Plunder zum Fenster hinaus und brüllte dabei, daß es die ganze Gaß hören konnte: „ Du elendige ‚Böhmerschlapp', halt doch einmal deine blöde Böhmergosch!". Die Ahnen kamen nämlich von Böhmen her, und ähnlich liebevolle Schmeicheleien waren dann alswieder auch in anderen Winkeln zu hören.

Der „Schnellweber", der „Kanuneschmied" und noch ein paar andere zünftige Spaßvögel mit ihrer echten Eigenart, sollen letztlich auch noch aufs Tapet kommen. Vorab aber wollen wir von unserem merkwürdigen „Zünderle" hören wie er leibte und lebte zu seiner Zeit.

Wie die Großmütter uns Kinder immerwährend von den urfürdenkli-

chen Zeiten erzählten, kamen mir nichts dir nichts von Ungefähr vom Böhmerwald her, Hausierer, Bürsten- und Mausfallenhändler, Scherenschleifer, Uhrenmacher und allerlei anderes Volk ins Dorf gezogen. So auch in späteren Jahren eine ganze Familie mit einem voll Habseligkeiten beladenen lottrigen Gefährt, das ein abgemergelter Klepper zog und der vor Hunger und Müdigkeit kaum mehr auf den Beinen stehen konnte. Bettelarm und fremd, aber keine Stromer, lagerten sie sich an dem vom Rat oben am Berg zugewiesenen engen Plätzle nieder. In der damaligen Zeit gab es wahrlich nicht wie heute alle Augenblicke erregende Tagesereignisse. Schlicht und gleichmäßig folgte ein Tag dem andern und man kann sich wohl leicht das Bild vor Augen bringen, wie sich die Einheimischen neugierig um diese fremden Menschen scharten und gafften und gafften, bis die Nacht dieses Bündel Armut zudeckte.

Damals ging wie auch heute noch keine Menschenseele mehr gerne vom Dorf fort, dem das Sulzbachtal mit der guten Luft und dem Bächle, das sich von den Höhen munter durch die stillen, sattgrünen Wälder und Fluren schlängelt, einmal vor Augen und ins Gemüt kam. Und so blieb auch diese zugewanderte Familie, taglöhnerte da und dort herum, um sich ehrlich und rechtschaffen durchs Leben zu schlagen und so lief ein erträglicher Alltag wieder hin. Mittlerweile wurde auch der durchlauchtige Name „Herzog" ruchbar und fürwitzige Neugier raunte in alle Ohren, ob das wohl nicht eine verarmte Grafenfamilie sein könne, wie sich in diesem Zeitabschnitt landauf, landab auch wirklich adelige Nachfahren mit dem noch verbliebenen „von" herumschlugen.

Nun mehr als Heimischer allgemein anerkannt, mauerte und zimmerte der schaffige Mann, so gut er es konnte, eine bescheidene Hütte mit niedriger Stube und Kammer, um für sich und die Seinen ein Dach über dem Kopf zu haben. Eine einfache Steg führte hinauf unters Dach, wo für die Kinder eine Schlafstelle hergerichtet wurde. Währenddessen sich alle freuten und zufrieden und hoffnungsvoll in die Zukunft blickten, kam plötzlich wieder neues Ungemach über sie. Die Eltern waren den ganzen Tag über fort zum Taglöhnen und die älteren Geschwister suchten Holz für das Herdfeuer und Beeren im Wald und da geschah es! – Alleingelassen, mit Langweil und Neugier geplagt, hangelte sich das

Edwardle zum Dach hinauf, von wo es so unglücklich herabfiel und wimmernd am Boden liegen blieb. Nachbarsleute wurden aufmerksam, hoben das Büble vom Boden auf, legten es in die Stube und suchten nach den Eltern. Die Mutter kam zuerst herbei, umarmte weinend ihr stöhnendes Kind und dachte wohl im Schmerz – das Büble muß wahrscheinlich was gebrochen haben – und wickelte es warm in die Bettlade ein.

In jener Zeit aber, wo das Geld überall knapp und oft nicht viel zum Beißen und Nagen in der Küche war und der Weg, sonderlich in der Nacht, nach der Stadt oder Kippenheim ängstlich und gar beschwerlich war scheute man, wie der Teufel das Weihwasser, auch gleich den Doktor zu holen.

Ohne viel Federlesen wurde in den meisten Fällen, nur mit inbrünstigen Gebeten zur hilfreichen Mutter Gottes vertrauend, auf Heilung gehofft. Schicksalergeben glaubten Vater und Mutter, es wird schon wieder werden. Aber das Edwardle wuchs mit einer Verkrümmung heran, die sich allmählich zu einem Schnitzbuckel ausartete. Gemeinsam saßen sie noch Jahre um den Tisch, aßen ihr Brot und trieben miteinander muntere Späße. Die Mutter aber fing, vor lauter Kummer und Sorgen ums tägliche Leben, zu kränkeln an, wußte sie auch oft in der Not nicht, was sie für die hungrigen Mäuler auf den Tisch stellen sollte. Und so, umlauert vom Schatten des Todes, wurde sie schon früh von ihrer lieben Herde hinweggerissen und der Vater von tiefsinnigem Heimweh gequält, siechte hinhaltend hin und folgte der Mutter bald nach. Das trauliche Zusammenleben brach nun auseinander. Jedes der Geschwister glaubte an eine heilvollere Wende im Suchen nach einem besseren Leben in der Fremde.

Einsam und verlassen, mit Heimweh und Sehnsucht nach den Eltern und Geschwistern geplagt, mußte der nun älter gewordene Edward mit seinem Los alleine fertig werden. Wo hätte er auch sonst mit seinem Gebrechen in der rauhen Welt einen Halt fürs weitere Leben finden sollen? Von nunan blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen Unterhalt auf die wahren Bedürfnisse eines ärmlichen Lebens zu beschränken und dennoch ertrug er dieses auferlegte Los ohne jemand ein Leid zu klagen. Wie auch immer die Zeit Wunden heilt und über alles Weh hinweg hilft, drang auch wieder Mut in seine traurige Seele.

Der geschickte Tüftler und Alleskönner raffte sich zusammen und verdiente den Unterhalt auf vielseitige Art. Mit der Schusterahle nähte er dem Dorfvolk „Riester" auf die brüchig gewordenen Schuhe, flickte Schirme, Kummete und Roßzaunzeug, reparierte Wecker und Uhren, nietete an den noch von den Ureltern her vererbten Häfen, Pfannen und Nachtgeschirren Risse und Löcher zu und verdiente sich so ein artiges Geldlein. Einmal kam ein Bäsle, das im Unterdorf wohnte, mit einem alten Nachthafen zu ihm und fragte ob da noch was zu machen wäre. Natürlich liebs Bäsle, den bring ich schon noch dicht. Und als er einen Flikken auf den kaputten Boden genietet hatte, kochte er eine Mehlsuppe darin um ganz sicher zu sein, daß er ganz und gar nicht mehr rinne. Hurtig rannte er mit der Reparatur – beim Unterdorfbäsli gab es immer ein Schnäpschen – hinab und stellte das Meisterwerk heimlich auf den Stubentisch gleich neben dem unvermeidlichen Wasserkrug, der zur allgemeinen Durststillung wie noch üblich in jeder Stube stand.

Als nun das Bäsli hinzukam, schlug sie die Hände überm Kopf zusammen und schrie: „Jesses nei! Mit dem alte ‚Brunzhafe' bisch du durchs ganz Dorf g'laufe, do muß ich mich ja z'blind schämme!" Der Zünderle aber beruhigte sie und meinte, er habe den Hafen im Salzsack hergetragen. Jetzt bekam er seine zwei Gläsli Schnaps und beide waren wieder froh und zufrieden. Ja, so sparsam wurde mit allem gegeizt. Da gab es noch keine übervollen Mülltonnen, die wie man heute sehen kann, von Wurstbroten und Kuchenstücken strotzen und sich superharte deutsche Geldscheine noch verlieren!

Er machte und schnitzte auch neue Rahmen. Zwei solcher zieren heute noch die Stube unseres ehrwürdigen 95jährigen Dorfältesten, zu alten vererbten Heiligenbildern, die überall in den Häusern die weißgetünchten Stuben und Kammerwände noch reichlich tapezierten. Vor diesen bezaubernden Idolen knieten schon verzückt die Urgroßmütter nieder, um von ihnen Heil und Segen zu erflehen. – Gott, war das noch eine vernagelte, unheimliche Zeit, wie herrschte da noch blind der Aberglaube vor! – Fiel so ein schon ganz vergilbter Nothelfer vom verrosten Nagel, hieß es gleich: „Jesses, Maria, Josef, da ist wieder was geschehn!" Oder, wenn bei einem Schwerkranken in der düsteren Kammer ein Stearinlicht brannte, das unwillkürlich Insekten anzog und wiederum

hungrige Nachtvögel, die gierig nach Beute jagend ans Fenster pickten, hieß es gleichsam wieder: „Jesses, Mar' und Josef, da muß eins am Sterben liegen, hört nur wie der ‚Wegevogel' klopft und klopft – weg, weg!" Ganz furchterregend deuteten auch die schreienden Rufe der Käutzle, wenn sie vom Wald her in die finstere Nacht hineinheulten, Unheil an. Und so, um verhängnisvoll Schlimmes abzuwenden, wurde immerzu gebetet und wieder gebetet. Konnte sich einer der wilden Buben nicht auf die Andacht konzentrieren, weil ihm die Gaß draußen herzlich lieber gewesen wäre, bekam er eine saftig hinter die Ohren gebätscht mit der strengen Mahnung: „Du Satan, du liädriger, witt du jetzt rächt bädde." Auf solch eine züchtige Art wurde der Gehorsam absolut unter dem Willen der krankhaften Phantasie gebeugt. Vernünftigerweise ist die Erziehung heutigentags menschenwürdiger geworden. Die junge Generation weiß nichts mehr von den unverschämten, hierarchischen Zwängen, mit denen man das Fußvolk rigoros am Riemen zügeln konnte und es wird recht gut so sein!

Wir Buben gingen immer mit brennender Wißbegier zum Zünderle in seine wunderliche Stube, wo überall an den Wänden und Schäften merkwürdige Dinge zu sehen waren. Von überallher sang und pfiff und tickte es. In der Ecke stand ein Gramophon mit einem riesigen Schalltrichter, aus dem laut herausgeschrien kam: „Die Männer sind alle Verbrecher, ihr Herz ist ein finsteres Loch, doch lieb sind sie doch". Rührten wir an diesen für uns noch rätselhaften Dingen herum, streckte er warnend den Zeigefinger und brummte bissig: „Büble loßt d' Finger weg, es zündet"! Und obwohl wir dieses allwissende, witzige Männlein mit seinen vielen schönen Turteltauben und Kanarienvögel wie einen Halbgott verehrten, nannten wir ihn von nunan heimlich nur noch der „Zünderle".

Wie es im Dorf so ist, hat fast jeder seinen Spitznamen im Hauswappen. Und so ward sein feudaler Name „Herzog" rasch in Zünderle umgetauft und so blieb ihm diese Würde seiner Lebzeit und noch übers Grab hinaus, bis zum heutigen Tag lebendig erhalten. Keine Menschenseele aber weiß mehr, daß einmal in Sulz auch eine Familie „Herzog" gehaust und gelebt hat, im Strom der Zeit aber untergegangen ist.



Zünderle-Milieu

In seinem nunmehrigen Einsiedlerleben mußte der Zünderle an vieles denken. Nicht bloß an die Trödel- und Flickarbeit wovon er seinen Unterhalt hatte, auch an Politik und an die Wirtschaften. Kummer hatte er nur noch, wenn am Wochenende nicht mehr viel im Geldbeutel war. Blieb aber für den Wirtshausgang am Sonntag doch noch ein wenig Zaster übrig, flitzte er schnurstracks das Eichefranze Teufelsgängle hinab in die „Stubb", oder die „Sonne". Gerade in der Stubb, die neben der Kirche und dem Rathaus lag und heute das zeitgemäße Gasthaus „Zum Engel" geworden ist, trafen sich nach den hitzigen Sitzungen die Ratsherren noch zu einem Schoppen. Hinzu gesellten sich zuweilen auch ein paar Nörgler, die hintenherum den „Herren" auch noch einige liebe Wörtle ins Gewissen reden wollten. Einer der Honoratioren ging nämlich einmal ein halbes Jahr aufs Gymnasium und galt schon ganz schön als reicher Bauer im Dorf. Ein anderer armer Knochen, der schon einen kleinen „Suuser" hatte, fing gleich zu sticheln an und meinte spitz: „Ob er gar auch noch das Heuwagenladen studiert habe?" Überzwerch schielte der so Plasierte über den Tisch und brüllte zornig zu dem hin: „Halt doch du sündiger Tropf deine blöde Gosch, oder ich hau dir eine uff d' Rotznas, daß du das ewige Licht leuchten siehst!" Siedheiß fiel ihm aber ein, daß die Kuh daheim am Kalben ist und machte sich eilends auf die Socken.

Gar lustig ging es da manchmal zu. Es wurde gesungen, diskutiert und debattiert, gelacht und kräftig getrunken und zum Schluß, wenn alle schon in der halbausgegorenen Weltanschauung hitzköpfig waren, kamen die stinkreichen Plutokraten mit ihren Speichelleckern und Liebesdienern noch an die Reihe. Der „Baron", der sich auch schon ein bißchen zu den Dorfrevoluzzern zählte und schon etliche hinter der Binde hatte, haute mit der Faust auf den Tisch, daß nur so die Gläser wackelten und brüllte: „Ja, diese Schacherer mit dem Mammon und ihrem ewigen Freiheitsgeschwätz, babbeln uns noch ein Loch in den Hosensack. Freiheit!, was soll das, gilt doch nur der monopolitischen Oligarchie, für die hundert Mark noch keine Million und eine Million aber nur soviel bedeutet, was uns arme Lazaruse zehn Pfennig wert sind. Ein Trost bleibt uns aber doch zu sehen, wie diese Großköpfe durch ihre blindwütige Leidenschaft zu herrschen, sich selber an die

Kette legen und wiederum im Spinngewebe unserer Zeit, gleichgearteten Gaunern zum Opfer fallen".

Unser Zünderle horchte dem Diskurs aufmerksam zu, dachte dabei an Zeitströmungen und Wandlungen, die auch das Dorf berühren und meinte, es sollte doch auch bei uns mehr aufgeschlossenes Leben geben. Da existiert doch nur der Kriegsverein, der einem Helden auf dem Kirchhof mit Platzpatronen einen letzten Gruß nachfeuert. „Musik, Musik, Musikanten müßten her", gackerte der Zschepp in der seligsten Bierlaune und schnalzte aufmunternd zu seinem Busenfreund. „Heida du Häflismacher, hi, hi, du hättest das Zeug dazu, stell doch Mal was schnuriges auf die Beine". Dies rechtschaffene Anerbieten gab dem apostrophierten Zünderle förmlich einen Riß. Die Idee ließ ihn nachdenklich erscheinen; schnupfte noch eine Prise und langte nach dem Schnupftuch um die Augen zu wischen.

Von nunan kamen sie öfters zusammen. Lamentierten aber immer übers Geld und was so Musikzeug alles koste. Einer lachte und meinte trübselig: „Nirgendwo auf der Welt sind die Menschen ehrlicher als gerade wie in unserem gottverlassenen Sulz und deshalb sind wir auch so bettelarm!" Ein Philippus warf sein Schnitzer dazwischen und spöttelte: „Gerade weil wir so erbärmlich arm sind sollen wir in den Himmel kommen, aber alles sieht doch ganz anders aus!" Die Menschen sind nun einmal von Gier nach Reichtum beseelt. Leiden, lieben und hassen wie eh und je und so wird es sein und bleiben bis zum Jüngsten Tag. Was soll da noch anders sein? Gilt doch auf dieser krummen Welt einer erst etwas und wird ehrerbietig angesehn, wenn er durch Tricks und Gaukelei reich und mächtig und ein Batzen auf der Sparkasse liegen hat.

Und doch leuchtete in dieser Kameradschaft immerwieder die Zeit auf und ganz unverdrossen bekannte sich der „Bläsiörg", der neben der Landwirtschaft noch ein paar Mark am Stierhalten erzielte, der „Franztoni", der als Mauerer beim Brauhausbau in der Schützenstraße in Lahr vom Gerüst stürzte und hernach mit einer dürftigen Rente und den Äckerle, die er noch mitbesorgen und so sich und die Familie einigermaßen durchbringen konnte, zu der Musikidee. Zu der kleinen Schar zählte s' Mesners Pius" oben am Raim und des „Krätlisteffes Adolf".

A. Zweck, Name, Sitz.

§ 1.

Der Zweck des Vereins ist die Erhaltung einer Musik-Kapelle.

§ 2.

Der Verein führt den Namen „Musik-Verein" und hat seinen Sitz in Sulz.

B. Mitgliedschaft, Pflichten und Rechte der Mitglieder.

§ 3.

Mitglieder des Vereins können Personen jeden Standes werden, welche dasselbe einen unbescholtenen Ruf besitzen und das 18 Lebensjahr zurückgelegt haben.

§ 4.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Übernahme der Verpflichtung monatlich einen regelmäßigen Beitrag von mindestens 20 Pfennig zu leisten. Derselbe wird Mitte des Monats erhoben. Nach Aufgenommene zahlen den Beitrag für den ganzen Monat, in welchem sie aufgenommen werden. Über Erhebung oder Ermäßigung der Monatsbeiträge beschließt die Generalversammlung.

§ 5.

Aktivstand beginnen eine Eintrittstaxe von 2 Mark. Es steht jedoch dem Vorstand frei, bei beginnendem Eintritte Nachsicht zu üben von der Erhebung der Eintrittstaxe abzusehen.

Auszug aus den Statuten des Musik-Verein Sulz (12. März 1896)

Wenn dann allabendlich der „Adölfi" seine Schalmeien zum Bühneladen hinaustrompetete, spöttelten Nachbarsleute, die sich ohnehin schon den ganzen Tag mit mühevoller Arbeit abgerackert hatten und am Feierabend noch gerne ein halbes Stündle Ruhe vor der Haustür genießen wollten: „Hädrig, Hädrig, sini Geiß het nichts z'fresse als Gällruewekrut und Hädrig". Ja, so war es noch; man saß abends noch eine Weile vor dem Haus, andere liefen vorbei, sagten sich guete Owe oder blieben stehn und redeten was so überallherum passiert sei.

Flüchtig aber ist die Zeit. An die Stelle der ehrbaren Seiltänzer und Schausteller, die mit Bären und Affen im Land herumzogen, trat der Bildschirm in Erscheinung und modelte den Hans und die Gretel zum willenlosen Subjekt. Sollte doch der Mensch von seiner nervigen Schaffenszeit am Feierabend ein bißchen Ruhe und Erholung haben, lärmt ihm der Zauberkasten Jahr und Tag das einfältige „Nochweißer" in die Ohren. Ja, immer noch weißer und diesen skurilen Schmarren hat der Hörige obendrein noch zu bezahlen.

Entrüstet darüber, wie werden wohl unsere seligen Großmütter ihren Himmelsvater anbrummeln wegen der Störung des Gleichgewichts der irdischen „Grönhörner", die ihren Nachfahrn immerdar und aufdringlich allabendlich mit Vernebelungstheorie noch weißere „Blüten" aufschwätzen. Nichts aber davon verlauten lassen, daß die Altvorderen mit der grauen Holzasche ihre Bettlaken noch weißer brachten und ohne Arzneitäfelchen die Nacht ohne Getöse ruhig verschlafen konnten. Die kranken Gängster- und Revolvergeschichten aus dem freien Gottesland mit den mondänen High-Society-Banketten vernebeln noch vollends den gesunden Menschenverstand. Volksstücke, Gesang und was sonst noch alles besinnlich und lehrreich zur Fortentwicklung wäre, stehen hinten nach. Manchmal überlege ich geradezu im baren Ernst, ob ich denn alleine so eine Krämerseele sei, die diese ominöse Gaukelei nicht verstehen will, oder hängt dieser überdrehte Rummel letztlich anderen Leuten nicht auch schon lange Zeit zum Hals heraus!?

Gar vieles wurde über diese Musikbrüder geredet und getuschelt. Man darf nur an die Zeitumstände denken mit denen es die Menschen noch zu

tun hatten. Und so hieß es auch, der Zünderle hätte einem Musiker in Kippenheim heimlich Noten weggenommen und im „Nauser" verschwinden lassen.

Arme Schlucker, die fast nichts oder gar nichts hatten und ihr täglich Brot in einer Fabrik verdienen mußten, galten in den Augen derer, die es auch nicht viel weiter als zu zwei Kühen und ein paar mageren Geißen im Stall brachten, aber gleichsam knauserig haushalten mußten, geringschätzig als „Fabrikkor". In meiner Knabenzeit zählte das Dorf 1500 Seelen. Handwerker, Krämer und was sich so dazuhielt galten doch in den Augen der Fabrikler als wohlhabend. Morgens schafften diese in ihrer Werkstatt und Schmiede für nur wenig Geld und nachmittags gings mit der Hau und dem Korb aufs Feld um fürs Brot zu sorgen. Beim Vorbeigehen an den laufenden Brunnen nahmen aber alle noch einen Schluck mit! Die Rechnungen wurden erst an „Martini" erledigt, und fiel die Ernte manchmal nicht gut aus, happerte es auch da noch am Bezahlen! Die Mauerer waren geradeso armselige Tröpfe wie die Fabrikler. Wenn das Jahr hindurch ein oder zwei Häuser gebaut und ein paar Flickarbeiten gemacht werden konnten, war an Allerheiligen alles schon wieder zu Ende. Von da an den Winter hindurch bis zum Frühjahr wieder, schlugen sie sich mit Gelegenheitsarbeiten durchs Leben. Für einen Krug Most zum Käsebrot und einer Prise Schnupftabak, weißelten sie in den Häusern die Stuben, Kammern und Küchenwände.

Aber wie auch die Zeit dahinschlich, besserte sich doch allmählich das Leben der Menschen. Es gab wieder mehr Gelegenheit zu Verdienst und so blieb auch im Geldbeutel ein bißchen mehr für Spaß und Lustbarkeit hängen. Und so fehlte es auch dem einfallsreichen Zünderle und seinen Genossen selten mehr an Zerstreuung und Unterhaltung. Oft nun sammelte sich die ganze Vereinsbrüderlichkeit in seiner Bude um für d' Kilwi und Hochzeitstage einen Marsch zu üben. Der Lärm und Krach aber tat den Nachbarn in den Ohren weh. Insbesonders der „Kriägeschnieder", der ganz dicht nebenan hinter der Wand seinem Zwirnhandwerk nachging und ohne Schnupftabak keine Hose auf Vordermann nadeln konnte, ärgerte sich zum verrecken. Wie schon die vielen Tauben sein Dach und Höfle verdreckten und erst recht, wenn das nerventöten-

de Gramophon plärrte und nun obendrein auch noch die Päperei in sein stilles Schneiderleben drang. Obwohl er ein furchtsamer Gottessohn war, plagte ihn doch der fromme Wunsch, wenn nur einmal der Teufel den Kerle holen wollte, einer wo so dem Herrgott den Tag wegstehlen tut! Mit der Zeit rappelte es in ihm aber doch, und ums Umsehen schloß er sich den spleenigen Krachmenschen reuig an. Solche sakralen Verwünschungen konnten auch den aufgeschlossenen Musik-Zünderle nur wenig beängstigen!

Heiter und froh wurde er gleichwohl wenn ein jungfräuliches, älteres Mädchen mit einem Anliegen zu ihm auf Besuch in sein Heiligtum kam und so nebenbei noch verschämt auf wehmütige Art von Herzenskummer redete: „Man sollt halt einen Mann haben, dann wäre es schön". Und wie es sich ziemte, weissagte er den verlassenen Jumpfern mit Juhei auch gleich den siebenten Himmel und meinte liebäugelnd: – „Ja, ja, ein Weib ohne Sünde müßte schön sein" –, und wie von einer Tarantel gestochen, kam dem begehrlichen Herrn Herzog nichts anderes mehr in den Sinn, als wie er den Tabernakel aufschließen könne. Mit seiner charmanten Art, dem scharfgeschnittenen Gesicht, das einem Grandsigneur glich, dazu ein wohlgepflegter Bart, worauf er viel Wert legte und Augen wie Sterne am Himmel strahlend, machten ihn beim weiblichen Geschlecht noch reizend anziehend. Um seinem Bereich rundherum, wo die dürftigen Gebäulichkeiten alle eng ineinander verschachtelt waren und jeder jedem auf den Suppenlöffel schielen konnte, trug sich manches zu, was wiederum vor anderer Leuts Haustür genüßlich verhechelt wurde.

Aber was wollen wir über die Alten sagen, wenn im Zeitalter des hochentwickelten „Homo sapiens" am Klatsch nichts aber auch gar nichts an Reiz verloren hat, und so dürfen auch die spektakulären Anekdötchen noch einmal aus der Rumpelkammer hervorgekramt werden. Da hauste um es zu sagen ganz in seiner Nähe, gleich überm Weg, ein verwitwetes Weibsbild, das ihn umhin nicht verknusen konnte. Die zwei, die sich schon des Glaubensbekenntnisses wegen wie Feuer und Wasser unterschieden, lagen sich dauernd in den Haaren und lebten einander zuleide wo sie nur konnten. Die „Schmeggeri", vom Zünderle so im ganzen Dorf herum verschrien, erstens weil sie in alles was sie nichts anging die

Nase hineinsteckte und zweitens, weil es ihr ärgerlich passierte, daß der Geißbock bei's Fridolins, an ihrer nicht gerade zierlichen Geiß nur unlustig herumschmeckte und offenbar keinen Appetit zeigte und sie dann verzagt ausrief: „Komm Fanny, wir gehen wieder, das brauchen wir uns nicht bieten zu lassen".

Und gerade die, weil sie scheinbar sonst nichts gescheiteres zu tun wußte, streckte oft Maulaffen feil die Nase zum Fenster hinaus um wißbegierig auszukundschaften, was da unten bei dem „feinen Herzögle" alles so heimlich vor sich gehe. Ihre vermutlichen Wahrnehmungen trug sie begierig denen zu, die schon frühmorgens vor der Haustür gern wissen wollten, was sich gestern über den Tag alles zugetragen habe. Wenn ihm dann wieder aus dem Teufelskreis einiges unterderhand mitgeteilt wurde, sinnte er verschlagen auf Rache. Der zahme Krabb, sein geselliger Hausgenosse, mußte dabei als Medium herhalten. Den stellte er aufs Tischle das im Höfle stand und ihm an heißen Tagen zu einem Nickerchen diente. Mit Gottseibeimir krächzte er laut, daß man es gut hören konnte, zu ihm hin: „Schmeggeri – Schmeggeri !" Das ging eine Weile so, bis die Schmeggeri wutschnaubend, wie eine wilde Katze, herunter gerannt kam, das unschuldige Federvieh am Kragen packte und ihm die letzte Ölung gab.

Wie er nun so seinen Liebling, der ihm immer anhänglich zugetan war leblos liegen sah, kam Weh und Einsamkeit über ihn. Tag und Nacht grübelte er über sein Leben nach, ob es zu zweit doch nicht schöner und erträglicher wäre als dauernd ganz alleine in der Stube hocken und ergreifend kam ihm wieder der Gedanke ans Heiraten in den Sinn.



Die "Schmeggeri"

Schon immer, wenn er s'Kirchgäßli hinunter ans „Engländers" vorbei zum Schoppen in d' Stubb ging, konnte er ab und zu im Hof die Töchter mit der Mutter am Waschzuber stehen sehen, oder wie sie sich sonst zeigten. Die Amalia gefiel ihm schon immer recht gut und es überfiel ihn mitunter der Liebeszauber, ob das nicht eine für ihn wäre. Spontan faßte er Mut und fing beim nächsten Vorbeigehen mit ihr zu reden an. Erst verlegen übers Wetter wie's die meisten Leute tun und wie er merkte, daß ihm das Mädchen auch nicht ganz interessenlos zuhörte, wagte er einen Schritt weiter zum Ziel. Ritterlich sah er in die leuchtenden Augen und meinte gelant, ob sie sich manchmal nicht auch einsam fühle und ans Heiraten denke.

„Ja, Edward manchmal schon. Aber wo ein Mann hernehmen, wo bald alle im Krieg geblieben sind?" Andächtig horchte er zu. Das Eis schien gebrochen und er meinte: „Leider ist es so, aber ich bin schließlich auch noch da und wenn du mich nur ein bißle gern möchtest, wollte ich dir jetzt auf der Stelle einen Heiratsantrag machen". „Oh', was soll ich dazu sagen, du kannst auch andere fragen, ich mag dich schon gut leiden, aber was werden die Eltern sagen?" „Aber Amalie, wenn wir zwei uns leiden mögen werden doch deine Eltern nichts gegen mich haben. Frage sie doch, und wenn ich dich morgen wieder sehen kann sage mir, ob wir zusammen gehören wollen". Am nächsten Tag machte sich der Freier geputzt und gestriegelt dem Gäßli zu, wo die Holde schon am Hof ihm lächelnd ein freudiges „Ja" zuwinkte. Strahlend und glücklich wie sonst kein anderer Mensch auf Erden sich fühlen könnte, nahm der Eduard sein Mädchen bei der Hand und ging mit ihr ins Haus der Eltern. Die Mutter umarmte weinend ihr Kind. Es tat ihr im Herzen leid, daß nun wieder eins aus dem Haus von ihr gehen wollte und der Vater gab ihm mit einem derben Händedruck auch noch den himmlischen Segen dazu.

Munteres, geschäftiges Leben kam wieder über die Alten. Die Mutter schaute nach den Leintüchern, die sie mitgeben könne und der Vater besah den Nußbaum, der einmal auf dem Dammemberg stand und schon lange Zeit zum Austrocknen vor dem Haus lag, – wieviel Bretter es davon gebe für den Kasten und die Bettstatt. Endlich war es soweit. Die



Die damalige Musikkapelle Sulz mit dem "Zünderle"

Glocken hoch oben vom nahen Turm läuteten ins Gäßli nie schöner als wie an diesem feierlichen Tag. Die ganze Musikeskadron fand sich zu Ehren ihres Meisters ein. Sie spielten den Hochzeitsmarsch und das ganze Oberdorf versammelte sich neugierig vor dem Haus. Spendabel holte der Hochzeitsvater das „hintere" Fäßle mit dem guten Häldiliwein aus dem Keller und stellte es zum Umtrunk in den Hof.

Viele Kinder kamen und durften an der mit blanken Leinentüchern bedeckten Tafel den Hochzeitskaffee trinken, Weckle und Gugelhupf essen soviel sie nur wollten. Nie in ihrem ganzen Leben werden sie diesen denkwürdigen, schönen Tag vergessen haben! Der „Kanuneschmied", der als Hergelaufener vom „Dal" kam und sich aber lange schon in der Kaltengaß einnistete, wurde nur deshalb so tituliert, weil er wie ein „Aff" im Käfig vor der Heuernte immer nach den Wolken schielte und wenn sich diese nicht verziehen wollten, er grimmig hinaufschrie: „Die Wulke g'höre mit Kanune verschosse!" Und gerade dieser joviale Eingebürgerte wurde der Benjamin des Tages und hielt, als hätte er lauter Herrenleute vor sich, eine sprühende Festrede um die ihn noch der Herr Pfarrer hätte beneiden können.

„Hochwohlgeborenes Brautpaar und all ihr erlauchten Gäste im Kirchengäßli und drum herum. Dieser ehrwürdige, sonnige Tag soll uns und allen Schwiegermüttern immerfort in Erinnerung bleiben und ewig alle Kümmernisse vertreiben. Un Juhei hopsasa, wenn ich der Kanuneschmied so geheißen, zum Verdrießen heute keine Kanun hab zum Schießen, so laßt doch lustig die Gläser klingen auf daß noch vor Jubel die Engel im Himmel singen. Und die charmante Hochzitteri soll ihrem noblem Herzog, wenn er je vergißt alle Sünden und spät heimstolziert kommt aus den tiefen Gründen, gehörig zünden auf den Buckel, so ihm vergehen gleich alle Mucken".

Vom spritzigen Häldeliwein nahm nicht nur das Mannsvolk kräftige Schlucke, auch das Weibsvolk nippte genüßlich mit und so kam schon vor dem Sakrament der Ehe eine feuchtfröhliche Stimmung unter das Hochzeitsvolk. Der Eduard hatte auch schon einen kleinen „Suuser", mußte er doch anstandshalber seinen Musikern und dem anderen edlen

Volk immer wieder zuprosten. Im Frack und Zylinder stellt sich der Witzbold und Heiratskandidat in Positur, dankte dem Kamerad Kanuneschmied für die splendiden Worte, schwenkte den Zylinder und deklarierte pathetisch: „Der Herzog von Buckelland heiratet im Jahr des Heils die Prinzessin von Engeland". Hurra hosianna preisten die Musiker die glückstrahlende Braut. Die dankte und lachte hoheitsvoll, nahm dem Geistesblitz den Zylinder aus der Hand und stülpte ihn wieder auf sein bemostes Haupt: Da soll einer nur sagen, daß es in der alten Zeit keine Poesie gab!

Vorüber die Feier. Alles geht einmal zu Ende und der Alltag stand dem jungen Paar vor der Tür. Beherzt faßte das junge Weib zu, schaffte eifrig mit und hielt alles gut zusammen. Geschickt wie sie auch war, fabrizierte sie neben dem Haushalt noch Strohschlappen, die in dieser ärmlichen Zeit auch noch tagsüber getragen wurden. Blieb ihr noch Zeit, machte sie sich auf die Stör und flickte den Bauersfrauen ihr Sach zusammen, wofür sie gewöhnlich etwas Speck, Milch, Mehl und Eier erhielt. Bald kam Nachwuchs und zwei gesunde, muntere Mädchen brachten viel freudiges Leben in die Hütte. Unsäglich glücklich war die Mutter. Sie rackerte Tag und Nacht, lernte mit den Kindern auf daß es ihnen einmal gut ergehen möge und sie einen sicheren Lebensweg finden. Der Vater Eduard half tüchtig mit, trieb dazu seine Späße und alle hingen an ihm. So verliefen die Tage und Jahre in Frieden und Eintracht, bis das Schicksal wieder eine andere Wende nahm.

Hienieden kann sich kein Geschöpf an etwas dauerndes halten. Das ganze Dasein hängt immerzu am seidenen Faden und wohl wem das Glück immer hold ist! Nicht einmal die Mächtigen, die in ihren goldenen Käfigen thronen und mit der Dummheit der Menschen ihr Katzenspiel treiben, sind immun und können kein Jota an ihrem Los ändern.

Wie auch schon vordem bei den Eltern, schlich sich das gleiche Leid in dieses glücklich zufriedene Familienleben. Die Mutter wurde krank, schleppte sich siechend herum und der Kummer, weil sie nicht mehr viel helfen und mitsorgen konnte, drückte sie vollends nieder, bis ihr der Tod gütig für immer die Augen zumachte.

In tiefer Trauer mußten die Kinder mit dem Vater nun alleine weiterleben. Die Mädchen wuchsen heran und als sie flügge waren, suchten sie das Heil, wie ihre Tanten lange Zeit zuvor in der Fremde. Die Luis verschlug es nach Karlsruhe, wo sie späterhin einen „Schausteller" heiratete. Wo die Sofie ihr Glück fand, habe ich niemehr erfahren.

Der nun ganz Einsame zählte wieder zu den Mühseligen und Beladenen und wurde wieder der Zünderle, wie er einst war. Über alles Weh und Ach half ihm nur seine geliebte Musik, die auch beim Volk immer mehr Anklang fand. Am Wirtshaustisch blitzten wie Wetterleuchten die lustigen Gesellen immer mit neueren Sprüchen und Spötteleien über anderer Leuts Mißgeschicke und einfältige Dummheiten. Und wie er so sah und hörte, daß es vielen im Dorf auch nicht viel besser ergehe, fand er über sein eigenes Elend leichter hinweg. Einiges von den Schlitzohren prosaisch zusammen geflunkert und heute noch, nach Jahrzehnten, herumgesprochen wird, soll hieran nicht vergessen sein.

Der Eichefranz am Teufelsgängli im hintere Grund
der Gänsferdi mit der versoffene Nas isch ä wiäschter Hund
der Kalteferdi mit der Sackuhr und dem Silberstöckli
der Kriägeschnieder nebe dran isch ä Fadeböckli
der Zünderle und der Bott steche mitnander ä Krott
d' Krott will nit halte, der Zünderli muß sie schalte
der Gör Mathis und der Haas schisse mitnander ins Gras
der Mesemer versteckt den Rosekranz unterm Schurz
und loßt uff der Kirchsteg bei jedem Tritt ä Furz
von des Küblers Buewe isch keiner nix
der Sorg und der Weig knete mitnander den Teig
der G'sander mit der Brill, der Augestin macht was er will
die G'sanderi packt d'Schlange am Schwanz
und klepft wie mit der Geißel nach dem rote Hans
der Koppfideli Schmied mit dem großen Hammer
jagd den Kanuneschmied in sinni Dalaffekammer

N.B. So ungefähr lautet der Text – wie ihn die alten Sulzer heute immer wieder vom Stapel lassen.

Jahre gingen hin. Währenddessen der Vater in Sulz über den Sinn des Lebens nachgrübelte, vergrößerte sich die Nachkommenschaft in Karlsruhe und mithin auch die Schaustellerei, die den Mann ernährte. Aber nur in größeren Städten blühte die Gaukelei. Im Lohrerstädtle gab es derartiges noch nicht. Nur einmal im Jahr kam die Seiltänzerfamilie „Knie" auf den Schloßplatz. Dort spannten die Leute das dicke Seil von einem Hausgiebel zum andern und jung wie alt sperrte das Maul auf und hielt vor Staunen den Atem an, wenn das jüngste trollige Mädchen im Spitzenröckle hoch oben die waghalsigsten Kunststücke vollführte. Und weil es auch noch kein Kinomatograph gab, etablierte ein findiger Manager das „Panorama" in der Gambrinushalle, in der Schillerstraße. Oben im Saal stand eine runde Holzbude mit Guckfensterle, durch die man für 20 Pfennig vergrößerte, weltfremde, romantische Bilder schauen konnte. Ja, das war schon eine tolle wunderliche Sache!.

Der Tochter Luis in Karlsruhe griff es ans Herz, als sie in einem Brief von der Verlassenheit des Vaters vernahm und entschloß sich gleich nach der Heimat, die sie nie vergessen konnte, zu fahren. Dazumal gab es noch keine Lederkoffer und bequeme Fahrgelegenheiten für das gewöhnliche Volk. Alle Wege mußten zu Fuß gelaufen werden. So verließ die Luise, den Reisekob in der Hand, das Lahrer Bähnle und machte sich auf den noch beschwerlichen Mattenweg nach Sulz. Jubeln und weinen zugleich hätte sie können, als sie von der Dammenmühle aus in der Ferne das Dorf erblickte. Oft hielt sie an und stellte den schweren Korb ab. Aber je näher sie heim kam, desto leichter wurden die Schritte.

Heiter strahlten die Augen als sie durchs Dorf lief und wieder die alten vertrauten Häuser und Gassen sah und wie doch auch, erschien den Stadtaugen alles kleiner und enger als es früher war! Neugierige schauten wohl der Fremden nach, wer das sein könne, ja so war es noch. Sulz war damals noch ein kleines Dorf, wo sich alles um die Kirche herum gliederte, wo jeder von jedem bis auf den großen Zeh alles wußte und über alle Geschicke geredet wurde. Heute aber ist alles anders geworden, flüchtig die Zeit in der kaum noch Platz für eine besinnliche Stunde verbleibt.

Rührend war dieses Wiedersehen, wie seltsam für Vater und Kind. Es schien als täte sich der Himmel auf in dieser kleinen Hütte oben am Bühl. Der Luis kamen die Tränen und sie weinte wie nie zuvor in ihrem ganzen Leben, umarmte den Vater, der immer so lieb war. Ergriffen konnte dieser nur schluchzend sagen: „Wenn jetzt nur die Mutter noch bei uns wäre." Wieder ruhiger geworden, redeten sie über Vergangenes und die Geschehnisse, was sich heute alles so im Dorf zutrage. Die Tochter erkannte die klägliche Lage des Vaters und machte ihm gleich den Vorschlag, mit ihr nach Karlsruhe zu kommen. Lange überlegte er hin und her, zögerte und zögerte, bis ihm endlich das Ja über die Lippen kam.

Nun war sie glücklich und froh. Wollte aber doch vor der Abreise mit dem Vater noch einmal durchs ganze Dorf gehen und die Häuser, die Gassen und Gängle mit all den Schlupfwinkeln sehen, wo sie einstmals mit den Spielkameraden heiter und noch unbekümmert herumtollen konnte. Wenig hatte sich verändert, nur die Menschen sind älter geworden. Aber die Schulkameraden, die sie noch antraf, erinnerten an vieles, das längst hingegangen ist. Die Binsenkörbchen, die „Lumpenballen" aus all den alten abgelegten Kutten von den Großmüttern her gemacht, kamen lebendig wieder in Erscheinung. Ans „Kernebückle" blieben sie eine Weile stehen. Der Luis kamen Freudentränen, lachte laut raus und erzählte, was da einmal Schreckliches passierte. Im Träschlisepp kippte nämlich da der Schlitten um und die bösen Buben belustigten sich über Kollmerbecks Fany schöner „Blutter", so was herrliches hatten sie noch nie gesehen! In dieser Zeit waren Sliphösli für die kleinen Maidli noch ein Traum!
Über alles wurde gelacht und gewitzelt. Aber die Zeit drängte und es hieß wieder Abschied nehmen von dem Ort, der einstmal mit den Versteckspielen der Himmel auf Erden war. Am Vorabend der Abreise fanden sich noch die Musiker und Schulkameraden ein, spielten und sangen: „Heute scheid ich, morgen wandre ich, keine Seele weint um mich". Hinzugeeilt kam noch schnell der „Benedikt", ein alter guter Kamerad und erbot sich beide nach der Bahn zu fahren. Begeistert spannte er in aller Frühe, um ja den Zug nicht zu versäumen, sein Rößle ans Bennewägele, setzte sich voller Stolz auf den Bock und knallte mit der Geißel, wie ein Postillon von Thurn und Taxis, auf daß es alle Leute hören und dem scheidenden Zünderle und der Luis noch einen letzten Gruß zuwinkten.

Nun war es soweit. Überallhin noch ein letzter Blick und das Schloß in der Haustür schnappte ächzend zu, als wollte es auch noch Adje sagen. Das erste Mal in seinem Leben saß er nun, wie ein kleiner Fürst, in einem „Blitzzug", wie man diese Züge noch nannte und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Bequem konnte er vom Fenster aus die Bauersleute auf den Feldern schaffen sehen. Wie rührselig wirkte das auf sein Gemüt! Telefondrähte wiegten auf und nieder, Dörfer und Städte huschten vorüber und das Landschaftsbild schwand im stetigen Wechsel taumelnd in die Weite. An den Haltestationen hörte er durchdringend die langgezogenen Rufe von draußen – „Wienerwürstle, belegte Brote, Schwarzwälderkirsch", – hei', wie splendid es da zugeht, gerade wie im Schlaraffenland! Überwältigt stand er aber dann mit seinen paar Habseligkeiten im turbulenten Karlsruher Bahnhof. Von allen Seiten hin und her geschubst, von allen guten Geistern verlassen, brütete er wahrhaftig vor sich hin und dachte wohl: „Wäre ich doch lieber daheim geblieben!"

Draußen wartete schon der Schwiegersohn mit den Kindern und einem kuriosen Gefährt auf die Mama und den Großvater aus dem Sulz. Begeistert war der Empfang. Seine Enkel aber musterten den komischen, fremden Mann von allen Seiten und es schien erst ungewohnt, ohne Wärme. Nie zuvor konnten sie einander sehen, immer mangelte es am Geld. Ja, das Schicksal meint es mitunter nicht so gut mit den Menschen! Destotrotz aber wurden sie bald einander vertraulicher. Der Großvater fand wieder den alten Humor, ließ seine schrulligen Späße los, die immer alle zum Lachen brachten. Immerwieder stürmten die Kinder mit neuen Fragen auf ihn ein – ob es in dem Sulz auch Bären und Esel gäbe und was sonst dort noch alles wild herumlaufe.

Die Mutter freute sich über jeden Tag an dem sie sah, daß es dem Vater bei ihnen immer besser gefalle. Der findige Schausteller dachte aber schon darüber nach, was man mit dem ulkigen Komödiant alles fürs Geschäft anstellen könnte. Eines schönen Abends, als sie bei einem Gläschen Affentäler traulich beisammen saßen, kam dem Boß wie aus heiterem Himmel eine schnurrige, ganz unverfängliche Idee. Spornstreiks wendete er verschmitzt an den Sulzer Großvater die spaßige Frage, ob er fürs Geschäft nicht Reklame machen wollte? – „Natürlich, wenn ich bei

euch redlich mein Brot verdienen kann, ist mir alles recht und bin aufgelegt zu allen dummen Streichen –". Jetzt aber stutzte der joviale Musikmann doch, schlug die Hände überm Kopf zusammen, als man ihn anderntags rücklings auf einen Esel plazierte und mit ihm durch die Straßen zog.

Das junge Volk hopste belustigt hinterdrein, lachte und johlte über diesen romantischen „Don Quichotte". Mit diesem Affentheater hatte er dies eine Mal schon mehr als genug und fragte sich, ob es für ihn nichts gescheiteres auf der Welt gäbe, als dem närrischen Pöbel ihre Langweil zu vertreiben. Sulz mit seinem ruhigen Leben. Die alten Spezies, die Musik, seine heimelige Hütte. Alles kam ihm plötzlich wieder vor die Augen und in den Sinn. Heimweh drängte sich in seine Seele. Sehnsucht nach Daheim, nur heim, quälte immer mehr. Aber wem sollte er das sagen? Seine gute Luis, die immer so liebevoll sorgte und für ihn da war, wollte er nicht kränken. Aber diese fühlte, daß den Vater etwas bedrückte. Als sie dann einmal alleine miteinander in der Stube am Tisch saßen, fragte sie doch, warum er in letzter Zeit so verschlossen sei? Jetzt war das Eis gebrochen. Nichts mehr auf der Welt konnte in halten. Er wollte nur noch heim. Heim in seine Hütte, ins Dorf, wo er von Kindheit an jedes Haus, jeden Stein und Baum kannte und mit allem vertraut und verwachsen war. Die Tochter Luis konnte dem Vater sein Heimweh gut nachfühlen; hatte sie damals, als sie in die Fremde ging, nicht auch selbst darunter gelitten? Gut redete sie dem Vater noch zu und meinte, weil es bei ihnen heute besser gehe als früher, können sie eher wieder zu ihm nach Sulz kommen und er jederzeit wieder zu ihnen. Nun hellte alles wieder auf und eines Tags saß unser berühmter Zünderle wieder im Blitzzug. „ – Wiener Würstle, Schwarzwälderkirsch!" Telefondrähte auf und nieder. Alles war ihm jetzt heitere Musik zum nahen Ziel – nur heim, heim nach Sulz.

Auf dem Dinglinger Bahnhof stand schon auf dem anderen Gleis das „Lohrer-Bähnle", als warte es nur noch auf den „Herzog" von Sulz. – Einsteigen, Tür schließen – z'schisch – z'schisch und bald schon kam der skurile Löwe, der immerzu nur nach dem Welschland brüllte, in Erscheinung. Diesmal konnte man aber meinen, er reißt das klotzige Maul

sperrangelweit nur für den Sulzer Heimkehrer auf. – Ein dreifaches Lob dem Stadtrat, daß er radikal diesem mißratenen Ungetüm, ein für allemal den Garaus machte! –

Wie nie zuvor hastete er jetzt, trotz dem schweren Korb an der Hand, den Schnokenbuckel hinauf, Sulz zu. Entlang dem Mattenweg mußte er öfters abstellen und nach dem Dorf schauen, dabei dachte er auch ganz sicher: „Wenn mich nur niemand beschreit und das Häusle noch heil dasteht. Es war noch nicht ganz dunkel. Wir Buben kletterten noch auf den Bäumen herum und ich sah zufällig, wie der Zünderle an unserem Gartenhag entlang den Sandbach herauf kam und nach Hause schlich.

Jubelnd rannte ich im ganzen Oberdorf herum und schrie: „Der Zünderle, der Zünderle ist wieder da!" Noch am gleichen Abend sammelte sich alt und jung neugierig, aber doch ehrlich gesinnt, um den Heimkehrer zu begrüßen. Die Kameraden kamen allzumal zum Musizieren und froh und heiter sang das Volk heimatliche Lieder.

Bevor wir noch einiges mehr von seinem bewegten Leben hören, wollen wir zuvor von seinem Schwiegervater, Ferdinand Wiegert – im Dorf nur der „Ängländer" genannt, erzählen.

Seit altersher war das Domizil der Wiegerts im Kirchgäßli und es waren immer arme Leute. Unsere Gärten grenzten aneinander und eines Tags blieb ihr mächtiger Gockel an unserem Drahtzaun hängen, schrie und flatterte wild. Ich war noch ein kleiner Bub, aber rannte doch kuraschiert hin und befreite ihn aus seiner miserablen Lage. Gleich hernach kam der Ängländer mit einem Schurzvoll Birnen und gab mir für die mutige Tat, ein paar Händevoll. Wie es im kleinen abgeschiedenen Dorf noch war, redeten alle übereinander und so erzählte unsere Großmutter mehr als einmal die ulkige Geschichte vom Nachbar, wie er sich einmal ganz keck drei Wochen in die Fremde wagte.

Als der Färdi aus der Schule war und immer nur im Wald und Feld schaffen mußte, paßte es ihm nicht mehr so recht daheim. Wie es noch gang und gäbe war, ging die Jugend an den Feiertagen hinauf auf den „Bühl", streifte durch den Wald weiter, bis hin zum „Hördt". Weit

unten in der Ebene konnte man die Schnellzüge vorbeidampfen sehen und das drang allemal auch dem Färdi ins Gemüt. Zugerne wollte er doch auch einmal mit in die weite Welt reisen. Dort überall, dachte er, muß es reizend schön sein. Gebratene Tauben und Wolkenkuckuckschlößer tauchten auf und hielten ihn gefangen.

Und so wollte er fort, immerzu nur fort in die Fremde, um das fabelhafte Glück zu erhaschen. Nun, er war der einzige Sohn und der Vater, vorallem aber die Mutter wollten, daß er immer bei ihnen bliebe, doch der Wandervogel war um kein Versprechen mehr zu halten. Der Mutter wurde es immer sterbensweh, wenn er anfing zu singen und zu spintisieren. Als Begleitmusik zu seinem wagemutigen Unternehmen paßt der poesievolle Reim, den unsere Großmutter humorvoll zu der Färdigeschichte immer gern zitierte.

"Der Färdi will nicht länger bleiben, er will durchaus fort in die Welt,
das Wagestück zu hintertreiben, der Mutter immer schwerer fällt.
"Was willst du", spricht sie, „draußen machen, du kennst ja fremde Leute nicht –
dir nimmt vielleicht all deine Sachen, der erste beste Bösewicht".
Doch der Färdi lacht nur ihrer Sorgen, wenn er die Mutter weinen sieht –
und wiederholt an jedem Morgen, das längst gesungene Reiselied".

Vom Sulzer Ratschreiber, der eine schöne zügige Handschrift führte, ließ er sich einen sogenannten „Heimatbrief" ausstellen, mit dem man derzeit durch alle Länder reisen konnte. Mein treuer Schulkamerad, der noch lebendige Pater Demetrius im Kloster Trier, kam auf seiner Wanderschaft im Jahr 1908 mit einem selbigen Ausweis ungehindert der Donau entlang, bis hinunter ans Schwarze Meer. Das sollten sich die Steinhallianer, die leicht ihr Brot in Luxemburg verdienen und aber nichts gescheiteres zu tun wissen als einander lobkudeln, einmal zu Gemüte führen. Nach meiner einfachen Denkart vertrödeln diese Fatalisten, die offenbar wie einmal der Hellseher vom Inn, an Schicksalsbestimmungen glauben, langweilig und ganz unproduktiv die Zeit. Erst versuchen sie zwanzig Jahr lang den seligen Walter Chirelu heim ins Reich zu holen

und nach dem Bumerang suchen sie, um schlechthin etwas zu tun, den Stein der Weisen für den Bau von Europa der längst schon vor einem halben Jahrhundert fällig war. Selig sind die da glauben, ihrer ist das Himmelreich!

Doch wieder zu unserem Färdi zurück. Mit etlichen Geld im Hosensack, das er sich lange schon zusammensparte, machte er sich eines schönen Morgen heimlich aus dem Staub. Frei und fröhlich zog der ungestüme Bursche durch Dörfer und Städte. Seine Augen schweiften über blühende Felder, Bäche, Wälder und sattgrüne Wiesen. Alles schien im wunderlich neu und ertragreicher als wie in den mageren, buckligen Hügeln daheim. Niemand aber wollte ihn zur Arbeit haben. Der Beutel wurde zusehends leerer und nach einer Zeit stand er am mächtigen Bodensee, der ihn förmlich gefangen hielt.



An der Wegscheide

Drüben am anderen Ufer erblickte er die Schweiz mit den zum Teil noch schneebedeckten, herrlichen Alpen. So was gewaltiges hatte er noch nie zuvor geschaut. Klein und nichtssagend kam er sich nun vor. Arm und ausgepumpt, von aller Welt verlassen stand er am Scheideweg und wußte nicht was tun noch wohin. Mutlos schritt er der Grenze zu, wo ein Zöllner auf Posten stand und den Fremden kurios musterte. – „Ja Bursch!, was ist mit dir los, was hast im Sinn?" „Ha' i möcht gern in d'Schwitz", antwortete der schon ganz verdatterte Sulzer Färdi. – „Ha' dann gang halt" und er machte ihm den Schlagbaum auf.

Hungrig wie ein Wolf stand er nun bettelarm in der wirklichen Fremde, nach der er sich daheim so unbekümmert immer sehnte. Hatte er aber nicht doch immer gehört wie sich die Hambertle mit „Fechten" durch die Tage schlagen! Wohl oder Übel, ich muß es jetzt auch einmal probieren, dachte er wohl bei sich und schon sah er in einem Hof eine Frau am Waschzuber stehn. Nie im Leben bobberte sein Herz heftiger als er hin lief und um einen „Zehrpfennig" bat. Doch ganz leutselig fragte diese, wo er herkomme und wie es sonstwo in der Welt zugehe und beteuerte rührselig, daß ihr Bub auch von ihr weggegangen und Tag und Nacht müsse sie an ihn denken. Im Färdi wurde leichter ums Herz. Gleichwohl aber mußte er an die eigene Mutter denken. Bedächtig nahm die Frau die Hände aus der Wäsche, trocknete sie am Schurz ab und holte ihm ein „Bätzle". Hell wurde es nun wieder um ihm herum, gerade als täte sich der Himmel auf und er dankte vielmals für die Güte.

In der Gewißheit, alle Menschen seien gut, ging er ermuntert weiter und pochte an jede Tür. Da und dort gab es was, anderswo wieder nichts. Zögernd überlegte er wie es weiter gehe. Vor einem Kramladen blieb er stehen, besah erst all die schönen, nützlichen Sachen und dachte, die müssen sicher Geld wie Heu haben und nahm die Türfalle in die Hand. Eine Weile stand er schon im Laden. Still wie in der Kirch war es da drinnen und der Färdi hüstelte verlegen, auf daß man ihn hören möge. Plötzlich kam aus der Hintertür hemdsärmlig ein grobschlächtiger Mensch und fragte verdutzt was er wolle. Stotternd kam es heraus das Sprüchle: "Ein armer Handwerksbursch bittet um einen Zehrpfennig". Kaum hatte er es herausgewurgst, packte ihn der Grobian und brüllte: „Mach daß du us



unserem Ländli usi kumsch, sons holt dich noch dr Deifel, du Saupreis". Mit seinem Glauben an gute Menschen lag er im nu draußen und konnte über sein weiteres Schicksal nachdenken. Alles war nun aus. Die schöne Welt bracht über ihm zusammen und als er wieder an die Grenze kam, stand noch derselbe Zöllner und machte den Schlagbaum auf.

Elendiglich stand er wieder in seinem Gelruewe-Ländli. Heimweh kam über ihn und sein ganzes Sehnen und Trachten war nur heim, heim nach Hause, wo es doch noch schöner war. Müde erreichte er Stockach, wo er in der Herberge Unterkunft fand. Im Hof wartete schon ein Haufen verlauster Stromer auf die Abendsuppe. Der Herbergsvater schöpfte aus einem Kübel jedem eine Portion in die Schüssel. Widerwillig schluckte der frische Hambertle das delikate Abendmahl hinunter, dachte heim an die Mutter, die zur Zeit wohl auch die Kleie in den Sautrog schüttete. Anders aber die zerlumpten Tippelbrüder im Kreise, die fraßen hungrig die dicke Brüh, als wäre Festtag heute.

Am andern Morgen als er zum weiteren Weg aufbrechen wollte, stand vor dem großen Tor ein vornehm gekleideter Herr und fragte ihn, ob er ihm nicht die Koffer ins nächste Dorf tragen wollte und versprach zugleich ein gutes Trinkgeld. Nun in der Not frißt der Teufel Fliegen, dachte wohl der Färdi und willigte ein. Auf dem langen Weg führte der feine Herr immerwährend wüste, unzüchtige Redensarten, die den noch ganz unverdorbenen jungen Sulzer anekelten. So kamen sie an einem Wegkreuz vorbei an dem der Gekreuzigte hing und da grinste dieser sonderbare Herr hin und meinte hämisch: „Glaubst du an den da oben?" Am fraglichen Ort angekommen, wurden die Koffer in einer Wirtschaft abgestellt. Zur Stärkung bekam der Träger ein Vesper serviert und er solle da dann noch warten. Nebenbei flüsterte ihm der Wirt gleich in die Ohren, was ein vornehmer Herr das sei. Er reise mit Gebetbücher, Heiligenbilder und besuche die Pfarrhäuser in der ganzen Gegend. „Oha' so ist das einer'., dachte wohl der noch ganz unverbildete Sulzer Bursch und machte sich, unbekümmert dem versprochenen Lohn, heimlich aus dem Staub. – Ein frappantes Beispiel, wie die Gescheiten mit den Dummen die Welt untertreiben, und wenn es keine Dummen mehr gäbe und nur noch Gescheite, wäre der Weltuntergang perfekt!

Frei wie ein Vogel am Himmel zog er nun wieder seiner Wege. Fragwürdige Gesellen gingen aneinander vorbei und ums Umsehen gesellte sich ein älterer Mann an seine Seite. Heruntergekommen sah der Fremde aus und als sich dieser noch als „Fremdenlegionär" entpuppte, bekam es der noch unerfahrere junge Hambertle fast mit der Angst zu tun. Rührig aber erzählte dieser von seinem eigenen bewegten Leben, wie die Legionäre in den heißen Kolonien gedrillt und unbarmherzig dieselbe Drangsal erdulden müssen gleich den entrechteten Schwarzen. Was habe ich noch zu erwarten und ergeben in sein Schicksal meinte er, zu niemand kann ich gehen, nirgendwo auf der Welt ist für mich ein Zuhause. So ist mir nur noch beschieden, als Ausgestoßener der Gesellschaft, von Dorf zu Dorf bettelnd meine Wege ziehen, bis ich einmal im Straßengraben, Gottseibeimir, verrecke.

Großes Mitleid empfand er über diesen von Gott und aller Welt verlassenen einsamen Menschen und sonnig erschien ihm wieder das traute

Elternhaus im Gäßli. Heim, nur heim kam es in ihm auf und nimmermehr wollte er grollen, wenn fürderhin nicht alles nach seinen Wünschen gehen sollte.

Gemeinsam tippelten und bettelten sie weiter ums Brot. Eines mittags kamen sie an eine herrschaftliche Villa, die mit einem kunstvollen eisernen Staketenzaun eingefriedet und es von daher duftig nach Braten roch. Dem jüngeren Gentleman lief auch das Wasser im Mund zusammen, getraute sich aber doch nicht an diese vornehme Pforte zu pochen. Der Legionär schon abgebrühter, stakste hin und läutete keck an der Glocke. Ein lievrierter Diener kam in Erscheinung, betrachtete die hungrigen Augen des zerlumpten „Kunden". – Einen Augenblick bitte! und schon kam er mit einer Kasserolle voll mit Nudeln und Fleischresten und Knochen zum abnagen. Gütig wies er ihn hin zum Gartenhäusle und er solle sich daran nur gütlich tun. Draußen wartete sein treuer Gefährte, dem fast die Augen überliefen, als er zusehen mußte wie es seinem Tippelbruder so gut schmeckte. Der war aber barmherzig genug und reichte ihm den Rest durch die Staketen hindurch. Ja, Romantik lebte auch noch in den Handwerksburschenseelen. Den Legionär kannten von Langher alle die Herbergsväter, überall war sein Zuhause. Durch ihn konnte unser Ferdinand viel sehen und lernen, was ihm sicher sein Lebtag unvergeßlich in Erinnerung blieb. Bis Donaueschingen blieben sie noch zusammen, wo an der Quelle am Ursprung vor dem Fürstenbergischen-Schloß noch ein Abschiedstrunk genommen wurde.

Von nunan zog der Sulzer ganz alleine weiter. Fern war noch die Heimat und das Heimwehelen fing wieder von neuem an zu quälen. Am Weg, wo er durchkam, stand eine Kapelle, die ihn in die andächtige Stille hineinzog. Voller Inbrunst betete er ein paar „Gesetzle" vom Rosenkranz, den ihm die Mutter als Beistand noch verstohlen in den Kittelsack steckte. Es soll nun jetzt keiner sagen, daß das Schwindel sei. Aber nein, der wirkliche Schwindel mit solchen Idolen war in meiner Knabenzeit noch ein einträgliches Geschäft. – Von der Geburt bis zur Bahre umdämmerte der Mythos den Geist! – Wohl noch gut erinnere ich mich an meine Großmutter, die „Träschleri" und an ihre Kamerädin der alten „Koppwänderli", – so war noch einfach die Anrede, mit „ri" und „li" endete

der jeweilige Name. In dieser bescheidenen Zeit sagte man noch nicht Frau soundso, das hätte zu vornehm und großspurig geklungen!

Ja, da hockten die zwei oft in unserem Hof auf der Steintreppe und holten, wenn sie nichts mehr zuerzählen wußten, den Rosenkranz aus der alten abgetragenen Kutte und beteten flehentlich immerzu die gleiche Litanei zum Himmel, auf daß es ihnen am hungrigen Lebensabend nicht noch miserabler ergehen möge. Am Türrahmen zu der Schlafkammer unserer Großmutter hingen an einem großen Nagel, verschiedenerlei bemusterte solcher Dinger und daneben ein engelverzierter Weihwasserkessel. Zualledem stand noch oben in der Ecke auf einer geschnitzten Konsole eine ansehnliche Herz-Jesu-Statue, davor eine Ölschale, wo das Ewige Lichtle für die armen Seelen brannte. Im Blickfeld hing einzln an der Kammerwand ein Prachtstück von Rosenkranz mit geschnitzten Perlen und leuchtenden Farben. Ganz kurz sein Lebensbild. Unser Vater brachte Bruder „Karlmann" nach Sankt Gallen zu einem Gärtner in die Lehre. Gleich nach Beendigung derselben machte er sich auf und ging zu Fuß über die Alpen nach Italien und landete in Rom. Bei der deutschen Botschaft bekam er gleich Arbeit als Gärtner. Dann bei einem Spaziergang durch die Stadt kam er auch auf den Petersplatz und sah wie die Händler ganze Leiterwagenvoll von Heiligenbilder, Rosenkränze und vieles andere mehr aufstellten, um es durch die Hand des Heiligen Vaters weihen und segnen zu lassen.Unser guter Karlmann dachte an die fromme Mutter daheim und kaufte einen der prächtigsten Rosenkränze und sandte ihn nach Sulz um ihr Freude zu machen. Vor lauter Glückseligkeit kniete dann die Mutter vor der Herzjesustatue nieder und betete daran die ganzen „Gesetzle" für die armen Seelen. – Wie grausam und unvernünftig kann Religion auf ängstliche Seelen wirken und nicht einmal ein Wirt weiß mehr als ein Geistlicher, was sich alles so unter dem Menschengeschlecht zuträgt.

Heute aber hat sich vieles verändert und ist manches verständlicher geworden. Es geht heute fast zu wie in einer Großstadt. Die Menschen gehn unbekümmert aneinander vorbei, jeder und jedes hat seine eigenen Probleme. Gott', ist das eine Welt, wo offenbar alle nur an sich selber denken müssen. Wohl kaum noch springen Kinder einem „Geistlichen" entgegen

und machen eine ehrerbietige Kniebeugung wie wir es zu tun pflegten, wenn wir einen auf der Gaß erblickten. Die Zeit setzte andere Zeichen!

Geläutert und wieder frohen Mutes trat unser Färdi wieder aus der Kapelle und schritt hurtig dem Schwarzwald zu und kam am vorletzten Tag seines kühnen Abenteuers in der Stadt Freiburg an. Viel hatte er schon als Kind von dieser schönen Stadt gehört. Von dem bunten, regen Leben, dem mächtigen Münster und noch von einem „Bursagang", wo man Geldstücke in einen Automaten wirft, Kuchen und sonst allerlei gute Sachen herausbekommt. All den Zauber konnte er nun wirklich erleben, aber nicht genießen. Ganz wie es einem Landstreicher geziemte, begab er sich in die Wirtschaft zur Herberge und verzehrte von dem was es da gab, seine letzten zusammengefochtenen Pfennige.

Auf der Pritsche fand er nur unruhigen Schlaf. Immer scheuchte der Gedanke an daheim – was werden die Sulzer munkeln und lächeln über den ungestümen „Weitgereisten", wenn er so urplötzlich wieder im Kirchegäßli erscheine.

Nach der versalzenen Allerleisuppe, am letzten Tag in der Fremde, brach er dennoch gelassen auf und tippelte Lohr zu. Überall war ihm die Landschaft ganz fremd. Erst von Herbolzheim an, weiter haben ihn die Füße zuvor nie getragen, erkannte er die Häuserfronten und Wege. Je näher es aber Sulz zuging, desto heimischer wurde die Gegend. Bald kam er dem vertrauten Kippenheim nahe und siehe da, am Wegweiser prankte schon der Name. – Kippenheim! – Wie klang doch der Name in den Ohren und welch Gefühl, als er wahrhaftig vor dem „Rindfuß" stand. Seltsam wurde ihm zumute, vielmals saß er mit den Mädchen und Burschen beim Tanz da drinnen. Hungrig wie er jetzt war, dachte er an die guten Schweinsripple und den süffigen „Haselstuder", der immer alle in verrückte Stimmung brachte. Wie eigentümlich aber schien ihm erst alles, als er die krummen Pfade, den „Schambach" hinauf duselte, wo er die Raine, die Äcker und alle Bäume kannte!

Oben am Eichberg, beim Kreuz, an der letzten Station, stand noch die Ruhebank, wo er auch schon einmal ein ganz unschuldiges Liebesstündchen verbrachte. Nachdenklich setzte er sich hin. Nachtigallen schlugen im Ge-

büsch, Fasanen schäkerten von den Nußbäumen her ihre schrillen Schreie durch die stille Nacht. Die Turmuhr schlug die zehnte Stunde. Da unten lag nun das Dorf, nach dem er sich so schmerzlich sehnte. Kein Licht war nirgenswo mehr zu sehen. Die Leute gehen alle, um das Erdöl zu sparen, mit den Hühnern schlafen. Nur die paar Gassenlaternen blinzelten schwach zu ihm herauf und er dachte wohl, daß ihn jetzt niemand mehr sehen werde. Bedächtig stapfte er die „Schlichti" hinunter, schnellte über den Augraben ans „Draiherkarlis" Krämerladen vorbei und da stand er nun im stillen Kirchegäßli vor dem Vaterhaus. Die Haustür war schon verriegelt und so legte er sich über dem Stall müde aufs Stroh nieder, wo er alsbald selig einschlummerte. Hellwach wurde er am frühen Morgen als er hörte, wie die „Fabrikler" auf den genagelten Schuhen das Gäßle hinunter marschierten. Gleich auch rumorte der Vater in dem Futtergang und die Mutter lärmte im Stall mit dem Melkeimer bei den Kühen.

Als es unten wieder ruhig wurde, fingen die Glocken zur Frühmesse an zu läuten und wie ein richtiger Nichtsnutz schlich er hinüber ins Haus. Voller Bangen horchte er wie ein Häflismacher an der Küchentür und schlug sie entschlossen auf. Da saßen sie, die zwei Leute gerade beim Kaffeetrinken, der Vater traute den Augen nicht und der Mutter fiel fast vor Schreck die große runde Kaffeeschüssel aus der Hand. Wie ein armer Sünder stand der Wandergeselle unter dem Türrahmen und konnte nichts sagen, nicht einmal guten Morgen. Die Mutter brachte vor lauter Glückseligkeit auch kein Wort von den Lippen, umarmte den verloren gegangenen Sohn und schluchzte zum Gotterbarmen, so daß auch der Vater noch weich wurde und nasse Augen bekam.

Nun ging alles wieder seinen alten Gang. Zufrieden ging der Färdi wieder mit aufs Feld, im Wald arbeitete der kräftig gewordene Bursche wie ein Berserker, schleppten zwei an einem Ende, trug er allein das andere. Eines Tages holte ihn der „Hahnenestler" in die Fabrik und machte ihn zum Dreher, – da gab es noch keine lange Lernerei! Als die Maschine zu wackeln anfing, legte er sich glatt auf den Boden um eine Schraube anzuziehen. Geschwollen briälte er zum Kollegen hinauf: „Gang, lang mr sell'r Ängländer her" – (eng. verstellbarer Schlüssel) –. Gar schnell waren

die andern Sulzer bi dr Hegg und tauften den Ferdinand Wiegert im Kirchgäßli lebenslänglich zum „Ängländer" um. Aber nichts destoweniger hängte seine Pusasch, die Ursula Trahasch, wie im siebenten Himmel, an ihrem über alles geliebten Ferdinand, und bald wurde auch Hochzeit gemacht. Die Ursel schenkte ihrem Mann drei Töchter. Da war die Karolin, die Abell und die jüngste hieß Amalia. Und gerade diese Amalia wurde dann später unserem Helden Zünderle seine auserwählte Prinzessin, die aber der Schnitter Tod so früh und erbarmungslos wieder von ihm wegholte.

Heute ist ungutes Wetter, draußen weht ein kalter Wind. Zum Schreiben habe ich wenig Lust und steh am Stubenfenster und schaue dem Treiben der Vögel am Futterplatz zu. Die Spatzen beherrschen den Platz und man kann sehen, wie sie frech und verschlagen den andern ihren Anteil streitig machen. Genauso sieht es bei den Menschen aus. Je geriebener und gewissenloser einer ist, desto leichter kann er andere übertölpeln. Und man darf wohl ruhig sagen, daß die Dummheit mit der Gutgläubigkeit über die Jahrhunderte hinweg einen höchst feudal signierten Freibrief hatte – und auch heute noch hat!

Jetzt aber nochmal zurück zum Sulzer-Leben. Anno 1905 sollte unser noch ärmliches Dorf doch eine Wasserleitung haben. Über die Alpen kam eine Kolonne Italiener gezogen. Hinten im Tal, bei der Stockmatt, schlugen sie eine Bretterbude auf. Ihr Boß brachte noch zwei Weiber mit, die für alle kochten und sorgten. Heiter in ihrem Wesen, pickelten und schaufelten die Männer bei Wind und Wetter eifrig die tiefen Gräben auf. An den Abenden hockten sich alle fröhlich zusammen, spielten Ziehharmonika und sangen wehmütige Heimatlieder. Wir Kinder scharten uns immer neugierig drumherum und betrachteten rührselig das fremde Volk. Heute noch gedenkt mir diese ereignisvolle Zeit und ich will, so gut ich noch weiß, einen Fetzen der Lieder kurz zitieren: „Z'schinqua, Z'schinqua Dora, Isabella Dora, e du Emanuel e du Emanuel, viktori Manuel". Wir verstanden ja keine Bohn, sangen aber doch das Z'schinqua-Dora begeistert mit. Nur Frohsinn klang aus den Kehlen dieser lustigen Gesellen und sie sangen und sangen ihre ergreifenden Lieder, die weithin erschallten.

Mancherlei hat sich in dieser „Makkaronizeit" zugetragen, Schnurriges und Lädiertes. Die aufgeworfenen Gräben wurden nicht abgesichert, leichthin hieß es: „Die Sulzer wissen was los ist und Fremde sind nachts ohnehin keine im Dorf!" Aber gerade der „Schnellweber", ein urechter Bürgersohn, fiel zu allererst als er von der Wirtschaft in die Kaltengaß heimduseln wollte, in den tiefen Graben und schrie so lange Zetermordio bis ihn der „Franztoni" mit einem Seil herauszog. Hatte der Schnellweber den Leiterwagen zum Heuholen angespannt, rannten die Kühe wie wild geworden durch die Kaltengaß an den Schulbrunnen zum Saufen. Gewohnheitsgemäß blieben sie auch gleich wieder, wie auf Kommando, am Kaiser vor der Wirtschaft stehen. Nachdem der Fuhrmann auch den Durst gestillt hatte, ging es weiter den Berg hinauf, wo sie gleich wieder an der „Krone" stehen blieben. D'Mueder war mit ihrer Herde Buewe lange schon draußen auf der Matt und rechte das Heu zusammen. Gleichwohl aber stolz und zufrieden lief sie dann doch gemählich, wie zum Ausruhen, dem hochgeladenen Heuwagen hinterdrein. Und dem Zünderle-Herzog ist es nicht minder schlecht ergangen. Auch er trottelte von der „Sitzung" heimwärts den Rain hinauf, balancierte wie ein Seiltänzer, rutschte aus und fiel halbwegs den Rain hinab. Glücklicherweise blieb er an einer Zwetschgenhecke mit dem Buckel hängen, andernfalls hätte er noch das Genick brechen können und schrie in seiner verzweifelten Lage mörderisch um Hilfe.

Der „Kübler" half gerade dem Nachbar „Sorg" auf der Tenne schnell die ersten Garben dreschen, auf daß die Sorgifrau viel lieber wieder den Backofen anfeuern um nochmals einen richtigen Laib Brot in die Tischlade legen könne. Die vorige Ernte fiel nämlich so karg aus, daß das Brot das ganze Jahr hindurch mit Kartoffelmehl gestreckt werden mußte. Wir dürfen im derzeitigen Überfluß, wo das Brot geringschätzig weggeworfen wird, ganz ruhig einmal an den Zeitabschnitt denken, wo fast das ganze Dorf ausschließlich von den Feldern, den Wiesen und Bückeln leben mußte, wo auch noch jeder Fußbreit und jeder Rain zählte!

Die zwei Dreschmänner hörten die Schreie, rannten hin und zogen das Männle aus den Brennesseln den Rain herauf. Anstatt aber für die Guttat zu danken, brüllte und händelte er im Sarraß und schrie: „Ihr elendige

Zulukaffer, was hab ich euch getan, warum werft ihr mich in die Hekken? Der Satan hol euch noch zu Lebzitt in d'Höll, ihr verschisseni Bibbeliskäsfresser!". Gleichwohl halfen sie ihm auf die Beine und brachten ihn heim in seine nahe Hütte. Der Kübler meinte nur: „Komm Wilhelm, wir gehn wieder an unser Dreschen. Solang der Mensch noch so gotteslästerlich fluche kann, isch ihm nicht viel geschehn".

Zur selbigen Zeit wurde auch vor unserem Haus gegraben und wir Kinder versuchten mit den Italienern zu kauderwelschen. Und obwohl wir selber bescheiden leben mußten und wahrlich nichts, aber auch gar nichts zu verschenken hatten, glaubten wir doch, daß das ganz arme Teufel sein müssen und reichten ihnen im Verstohlenen, so es die Mutter nicht sähe, alswieder ein Stück Brot oder eine Handvoll Pflaumen über den Hag. – Was wird wohl, so frage ich mich, aus diesen Menschen, die uns für ein Fetzen trockenes Brot italienisch – Z'schinqua Dora lernten, geworden sein. Sicherlich sind sie alle lange schon im Strom der Zeit untergegangen!

Bildlich kommen mir auch noch die zwei markanten Zimmermänner, der Kindle Lorenz und sein Gefährte Kohler Philipp, die unserem Nachbarn Engelbert Faist um diese Zeit einen Schopf zimmerten, in Erscheinung. Mit seinen zwei mächtigen Ochsen brachte der Tannenbur, der Kindlesepp, eine Fuhre Stammholz. Der Lorenz und der Philipp halfen beim Abladen mit und wir Buben standen drumherum. Dann ging es an die Arbeit, erst aber spuckten sie kräftig in die Hände. Auf zwei Böcke wurde der Stamm gewuchtet. Der Lorenz zog die Schnur durch das „Rußkistle" und schnellte diese längsseits auf den Stamm ab. Nun nahm jeder das „Breitbeil" in die Hände und Fetzen um Fetzen flogen nur so weg, bis das Rundholz seine rechteckige Form hatte – und ganz schnurgerade brachten die zwei Männer es auch hin! Aber beim damaligen Kinderschulneubau haute sich dem Philipp sein Sohn, der Adolf, mit dem Breitbeil eine so schwere Wunde bei, daß im ganzen Dorf darüber geredet und er auch lange Zeit darunter zu leiden hatte.

Unser Vater war gelernter Mühlenbauer und so konnte er, als die Hausanschlüsse fertig waren, die Leitung selber ins Haus verlegen. Überall standen wir im Wege und nichts in der Welt hätte uns vertreiben können. Im Keller war der Abstellhahn und der gute Vater rannte die Kellersteg auf und ab – ihn hatte es scheinbar selber gepackt und wir warteten aufgeregt, wie arme Sünder vor dem Schaffott, auf das Ereignis. Endlich drehte er hurtig den Hahnen in der Küche auf und das Wasser rauschte gewaltig auf den Sandtropfstein. Der Lebensquell sprühte so heftig und wir lachten wie die Wilden den Vater aus, als wir sahen wie er dabei pudelnaß wurde. Gott, du lieber Gott, war das in unserem noch kleinen abgeschiedenem Dörfle ein freudiges Ereignis. Nicht eine halbe Million hätte das bescheidene Volk froher machen können als dieser erste Wasserstrahl. Ja, meinetwegen lacht nur, aber es war doch so!

Überall wurde das Wasser zunächst nur in die Küche gelegt, doch die Frauen waren damit schon mehr als zufrieden und hatten der Kosten wegen, kein weiteres Verlangen. Niemehr brauchten sie jetzt das Wasser im Kübel auf dem Kopf von den Dorfbrunnen holen. Doch mit dieser fabelhaften Neuerung verschwand aber auch urplötzlich – gerade wie man dem Kind das Spielzeug wegnimmt –, das allabendliche poesievolle Leben. Nicht mehr war das Stelldichein auf der Straße am Brunnen, wo immer schadenfroh über andere gehechelt und die Dorfereignisse breitgeschlagen wurden.



Beim Wasserholen am Herrgottsbrunnen

Um Wasser für ein Badezimmer oder gar W.C. sorgte sich noch keine Menschenseele. Ja schon der bloße Gedanke an so einen Luxus wäre ein vermessenes Ansinnen gewesen. Das Badezimmer war der Wäschezuber, der aber nur zweimal im Leben zum Baden diente und zwar vor der Musterung zum Soldatwerden und vor der Hochzeitsnacht! – Und wenn schon, wurde er schamhaft in den hintersten Winkel plaziert, auf den niemand blicken konnte. Das höchst supermodern etablierte W.C. von heute mit der verrückten Vorstellung einer „Traumfontäne" in der Mitte, war Anno dazumal nur das einfach zusammengenagelte Örtchen abseits des Hauses. Vielköpfig war noch die Familie. Sechs und mehr Kinder gehörten gottesfürchtig zum religiösen Leben. Für die vielen Knäggis war das abseitige Abtritthäusle eine umständliche Angelegenheit. So hockten sie sich ganz einfach ungeniert frei und froh auf den näheren Misthaufen. Gleich auch streckte der stolze Gockel majestätisch den Hals und lockte aufgeregt – gack – gack und der ganze Harem jagte um die Wette. Ja Ladies and Gentlemen, so ganz unumwunden vollzog sich täglich dieser notwendige Akt und nirgendwo auf dem Lande wird es sich, bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg, viel vornehmer zugetragen haben! Man möge mir nun besonnen zu Gnade halten, wennschon ich bei dieser Rückschau auch heikle Themen nicht als Tabus verhehle.

Mist und Mistlach zählten und wurden wie Gold aufgewogen. Davon hing die Ernte ab und das Brot zum täglichen Leben. Mancher konnte sogar stolz auf seinen Misthaufen sein und wurde danach auch eingeschätzt! Jedenfalls war der herbe Geruch vor der Stalltür für die Nase gesünder und angenehmer als dem modernen Menschen heutigentags der giftige, stinkige Auspuff. Und weil nichts zum Wegwerfen war und jedes Ding nützlich schien und auch um die abgetragenen Kleider, die sie auf dem Leibe trugen noch zu schonen, banden ärmere Frauen und gerade welche im Oberdorf, einen Salzsack als Schürze um die Lenden. Alle dachten wohl daran den Kindern noch Brauchbares zu hinterlassen und trugen im Kübel auf dem Kopf den wertvollen Inhalt eine schöne Wegstrecke den Berg hinauf, ans Bauers Krämerladen vorbei und wieder runter über den Augraben, bis hinauf zur "Schlichti", wo ihr Garten lag. Mein väterlicher Freund, der rührige „Adolf" auf der Breite, stand auch in der Regel beim ersten Hahnschrei auf und trug einen Kübelvoll hinüber



Das Elternhaus von unserem verstorbenen Dialektdichter Johann Bauer

in den Hagenberg, auf daß die Reben gut wachsen und er im Herbst das Faß füllen konnte. Nach dem Kaffeetrinken marschierte er die Matten na der Bahnhofstraße zu, wo er einhalbesjahrhundert in der Maßstabfabrik an der Teilmaschine stind. Ja so war es, der Weg schlecht, das Schuhwerk verflickt, morgens von sechs bis abends um sechs, hinzu das hin- und herlaufen. Kein freier Samstag, kein Urlaub, Tag um Tag jahraus, jahrein, immer im gleichen Trott, stehen und marschieren. Die Menschen arbeiteten nur um zu leben, um das tägliche Brot und das Jahr rundete ohne Verlust und ohne Gewinn. Aber gleichwohl war auch der markante Adolf, wenn ich ihm dann und wieder in seinen alten Tagen begegnete, heiter, froh und zufrieden!

Den Urahnen tut aber kein Zahn mehr weh. Nicht im Traume konnten sie ahnen, daß einmal ihr Nachwuchs in ganz anderen Kategorien denkt und zu dem alten Plunder noch nagelneuen Kram gleichgültig in den Dreckeimer wirft. Vornehm wie am Anfang nur Grafen und Krautbarone im Auto durch die Gegend fegten, sitzen sie alle heute im Opel oder Mercedes und ich wundere mich, daß noch kein Rolls-Royce die Nase aus einem Schopf herausstreckt. Komme ich manchmal durch die krummen Gassen, wo ich als Barfüßler das Mistwägili durchzog, freue ich mich immer, wenn irgendwo noch etwas aus der alten Zeit für meine Augen erhalten und übriggeblieben ist.

Aber auch im Städtle Lahr konnten wir Kinder, wenn wir vom Essentragen heimwärts zogen, immerzu Männer und Frauen sehn, die ein Fäßle dieses Goldes auf dem Handwägele den Schnokenbuckel hinauf zogen zu ihrem Schrebergärtle am Galgenberg. Ja weit vom Ernet her kam ein stiller Mann mit seinem Handwägele, sammelte unterwegs Kuhpflatscher und Roßpfuddeln und wandelte mit seinem Hab zufrieden den langen Weg bis hinauf zum Sulzer vorderen Dammenberg, wo ein Fleckchen Erde wahrlich sein paradiesischer Garten war.

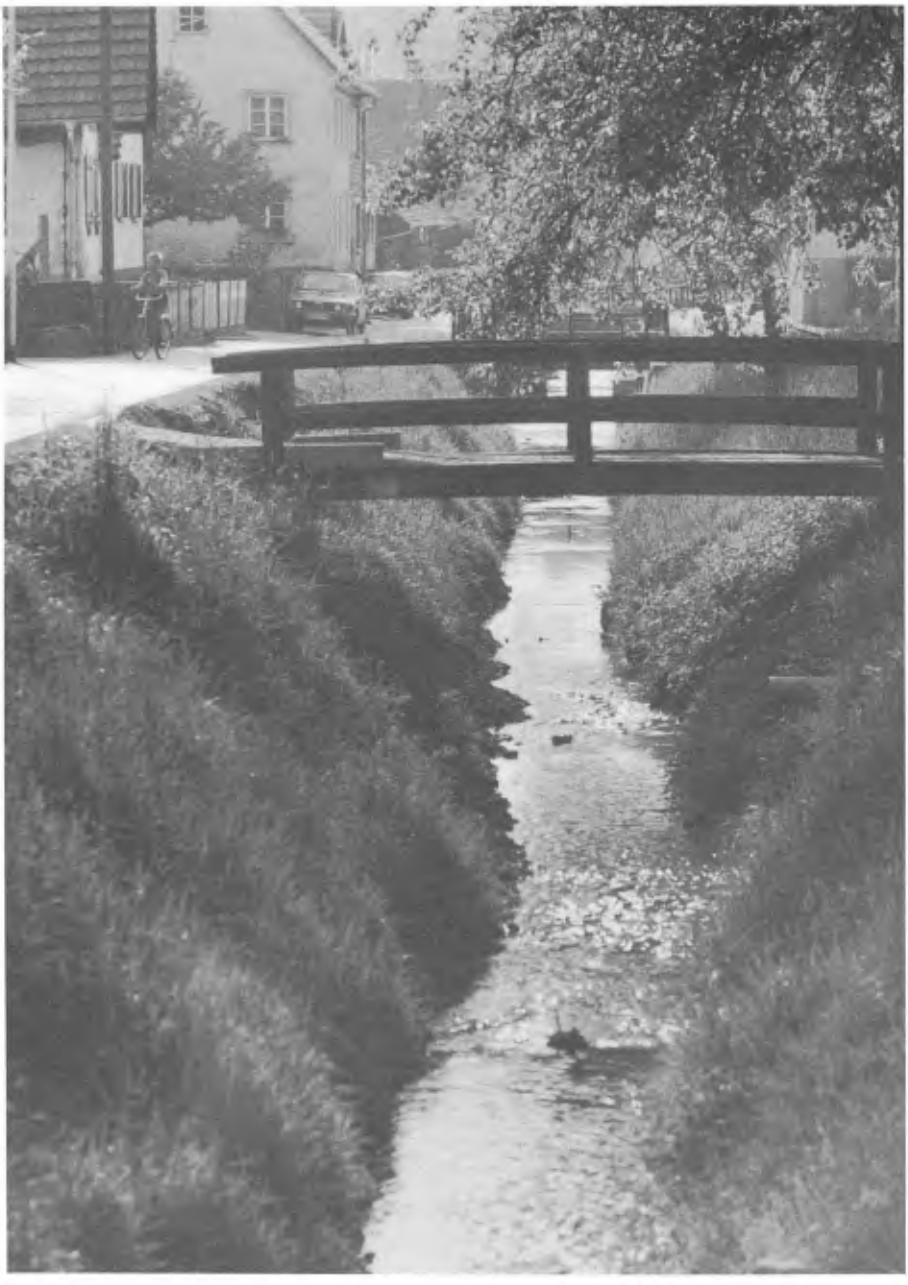
Scheuten damals die Sulzer unnötige Wasseranschlüsse, so hing das lediglich nur mit dem Geldbeutel zusammen. Renten gab es so gut wie gar keine und so legten sie jeden erübrigen Pfennig zur Sicherung der alten Tage auf das Sparkonto. Die Menschen hatten noch Vertrauen zum Geld,

gab es doch noch keine fragwürdigen Papierscheine. Nur Gold, Silber, Nickel und Kupfermünzen waren die Zahlungsmitel. Und wer immer an die Zukunft dachte, überkam das Grauen vor den alten Tagen und so wurde jung schon gespart und gespart.

Wie enttäuscht und hilflos standen sie aber vor dem Nichts, als ihnen die Inflation die letzten Groschen ruchlos raubte. Listig hielten sie, die durch den Krieg noch reicher gewordenen Magnaten, dem verarmten Volk, anstatt Geldentwertung, das fremde Wort „Inflation" vor die vernebelten Augen!! Keiner der Enttäuschten, der in schlaflosen Nächten über den vom Mund abgesparten Notgroschen nachgrübelte, konnte ahnen, daß er schon rechtlos vor dem kalten Nichts stand!

Im August, des verhängnisvollen Jahres 1914, wagte sich ohne Skrupel, der von Gottesgnaden auserkorene, mächtige und großsüchtige Kaiser Wilhelm II auf den Balkon seines Schloßes im Berlin und rief seinem untertänigen Volk zu: „Gott hat uns das Schwert in die Hand gedrückt. Jetzt knieet nieder und betet mit Gott für Kaiser und Vaterland." Vier Jahre, nach dem völligen Zusammenbruch seiner gottbegnadeten Herrschaft, flüchtete dieser hemmungslose Hasardeur feige nach Holland und ließ sich obendrein noch von dem ausgebluteten, verarmten Volk achtzehn Millionen, ganz echte Goldmark, schamlos nachschicken. Das sollte das Opfer für die unrühmliche Abdankung sein!

Hatte unser Dorf mit seinen 1500 Seelen noch 65 Tote und Vermißte, so erhöhte sich dieser makabre Blutzoll ein viertel Jahrhundert später im Zweiten Weltkrieg, geradezu über das doppelte. Welch ein Hohn auf Gott und die Menschheit! Tief noch wurzelte der Ungeist in der menschlichen Seele, das darf man wohl sagen und immer wieder bedenklich in Erinnerung bringen.



Webers Brückle über den Sulzbach

Irrlichter, Geister und Verwunschene

Noch in meinen Knabenjahren gingen die „Verwunschenen" in der Mitternachtsstunde um und nicht wenige glaubten noch an den Spuk. Wie uns die Alten immer wieder gruselig erzählten, mußten Männer und Weiber als Geister ruhelos „umgehen", weil sie einmal Nogelsteine versetzten, dem Nachbarn den Hof anzündeten, das Vieh in den Ställen verhexten, oder was noch schlimmer war, Ketzerei getrieben hatten.

Wollen wir nun auch hören wie es dem „Schindelmachermichel" in dieser gespenstigen Zeit erging. Dazumal lag die Dorfmühle noch am Ende des Ortes und weitab unten im Dammen die andere. Hatte einer auf den Dorfmüller einen Groll, ging er mit dem Kornsack auf dem Schaltkarren schadenfroh an seinem Haus, wo noch der alte Weg durchführte, vorbei



Die alte Dorfmühle anno 1900

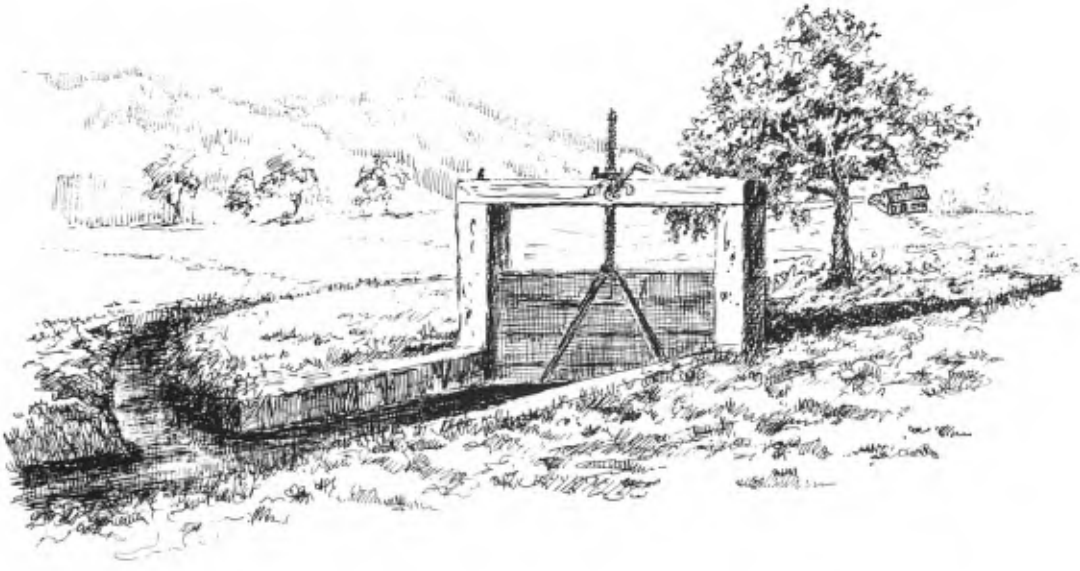


hinab in den Dammen. Weil zu Zeiten noch keine Wirtschaft, wie erst später als die Mühle abbrannte, dabei war, schenkte der von Schmieheim eingewandete Ludwig Huck insgeheim seinen Kunden Most und Schnaps ein. Diese Spezialmedizin half den Männern die Wartezeit zu vertreiben und brachte auch einmal den sonst mäßigen Michel auf hohe Touren, bis er den Mehlsack nicht mehr vom Schaltkarren unterscheiden konnte.

Die Nacht brach lange schon herein und wohl oder übel mußte er aufbrechen und den Karren Sulz zuschalten. Schon an der Dammenbruck machte er halt und fing lustig zu singen an. Oben im Berg erschien ein Licht und er glaubte in seinem Nebel, ein Geist gehe um. Kuraschiert schrie er hinauf: „Kumm nur emol raa du Nogelsteinversetzer, du kansch mr grad emol in dr Arsch zünde". Der Geist hörte das maliziöse Rufen, schwebte im Hui heran und hopste dem Spötter Zentnerschwer auf den Buckel. Furchtbar drang das Geheul des Verwunschenen durch die Nacht, als er den Schindelmichel in den Bach trieb und zwang mit der Last nach Sulz zu karren. Erst oben, ganz nahe der Dorfmühle, verschwand das Gespenst wieder und er konnte schweißtriefend aus dem Bach steigen!!?

Das ist nun keine Sage. Es trug sich in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, wo der Aberglaube bei der Erziehung noch eine gewichtige Rolle spielte, wahrhaftig zu. Uns Buben machte es nachts auch fürchten, mußten wir doch alle 14 Tage in der Dammenmühle unser Brot holen. Neben dem Mahlen buck der Müller auch noch Brot. Der Weg war miserabel. Zu zweit zogen wir wie die Ochsen, den großen Graskarren die sumpfigen „Matten" hinab und wieder herauf.

War das Brot manchmal noch im Ofen, mußten wir warten bis mittlerweile auch noch die Nacht hereinbrach und wir auf dem Heimweg vor lauter Angst überall um uns herum schreckliche Geisterbilder sahen. Glücklich waren wir und atmeten leicht auf, wenn die zwei Buben, der Fritz und der Ludwig, mit uns gingen bis zur „Stellfalle". Sollte nämlich am andern Tag gemahlen werden, mußten sie die Stellfalle zudrehen um bis zum Morgen genug Wasser für das Mühlrad zu haben. Obwohl die zwei schon aus der Schule und herzhafte Burschen waren, gingen sie nachts doch lieber zusammen – scheinbar gruselte es ihnen auch noch vor den unheimlichen Geistern.



Die Stellfalle, eine denkwürdige Erinnerung an den alten Mattenweg

An der uralten wuchtigen „Käfereich", die am Waldweg nach Schmieheim stand und viele Generationen kommen und gehen sah, ging es auch nicht ganz geheuer zu. So erzählte der damalige Sulzer Bot was auch ihm einmal in stockfinsterer Nacht bei der Käfereich passierte. Als junger Bursch lernte er auf der Kilwi ein strammes nettes Schmieheimer Bauernmädchen kennen. Von der Stund an hatte er nichts anderes mehr als seine Mina im Kopf. Vielmals an Wochenabenden schlich er durch den Wald hin zu seiner Pusasch, wo alleweg ein Krug „Kalkofener" auf den Tisch kam.

Einmal trollte er mit einem Schwips heimzu den Wald hinunter. Als er an die berüchtigte Käfereich kam, wandelte ein weißes Hundle hin und her und versperrte ihm den Weg. In seiner noch abergläubischen Befangenheit glaubte er, es sei ein Verwunschener der da umgehen müsse und er betete bei Gottvater drei Vaterunser und bei jedem strich er am Hosenboden noch ein Schwefelhölzli an. Nach dieser Dunkelmann-Zeremonie schwante ihm, der Geist sei selig entschwunden und der Weg fürder frei.

Ja, ihr jungen Menschenkinder, die ihr heute freier und unbefangener dem Leben gegenüber steht, genau so war es, so ging es zu und keine Bohn anders, –vielfach auch noch zu meiner Zeit!

Indessen ich meine Erinnerungen niederlege, nähert sich die Weihnachtszeit, wo wir Kinder in seliger Vorfreude in ganz unerfüllbaren Wünschen und Hoffnungen, dem Fest entgegen sahen. Arg züchtig war noch die Zeit, wenngleich man auch zu Gottvater und dem Troß von Erzengeln und allen Heiligen „Du" sagen durfte, herrschte für den getretenen Erdenwurm noch die ehrfürchtige Sitte, das eigene Fleisch und Blut mit „Ihr" anzureden. Da kannte ich zum Beispiel recht gut eine Familie mit sieben Kindern und noch ein Bäsle dazu. Alle sagten zu Vater und Mutter noch Ihr und nur, so kurios es schien, durfte das Nesthäkle, das „Sofiele" Du sagen. Die Zeit rückte vor und brachte das eben so mit sich!

In der einzigartigen Vorweihnachtszeit, wo im Feld und auch sonst nicht mehr viel zu tun war, kamen wir Kinder uns frei wie die Spat-

zen auf dem Dach vor. Hei, war das ein ungezwungenes Leben! Die Eltern waren auch nicht gar so streng wie sonst und viel nachsichtiger und versöhnlicher. Wild und übermütig streiften wir im Wald herum auf der Suche nach einem „Maidöldili" und hatten wir ein schönes gefunden, wurde es gezeichnet und scharf im Auge behalten bis kurz vor dem Fest. Spitzbübisch freuten wir uns, wenn wir dann beim Abhauen vom listigen schlauen „Demus" nicht erwischt wurden!

Hopsten wir an den Abenden noch am Rain herum, kam auch s'Weige Hermännle mit einem noch seltenen Zigarrenkistle und zeigte uns ganz wichtig, die wunderschönen farbigen Zuckerbrötle, die er immer beim Einkaufen ins Bauerskrämerladen erhielt. Vor lauter ungestümer Freude hopste er von einem Bein auf das andere und zählte und zählte, wieviel er schon da drinnen zum aufhängen an den Christbaum habe. Der Hermännle war dabei immer so rührig aufgeregt und wir glaubten als, daß er vor lauter Freude noch in die Hose brunze. Alle stellten wir uns um ihn herum und glotzten neugierig und auch ein bißchen neidisch in sein allerheiligstes Kistle. Oh' arme und doch so selige Kinderzeit, wo ein Zigarrenkistle mit ein paar farbigen Zuckerbrötle noch so das Gemüt bewegen konnte.

Unser Kamerad Hermännle war immer ein gewichtiges Rädchen in unserer Feierabendzeit. Einmal hatte er einen Milchhafen in der Hand und führte uns, wie ein Edison, ein fast unglaubliches Zauberwerk vor. In den Hafenboden bohrte er heimlich ein Loch, füllte den Hafen mit Wasser auf und legte die Hand oben drauf. Wie ein indischer Fakir stolzte er zu uns her, zog die Hand oben weg und wie ein Brünnle lief unten das Wasser heraus. Wo das Bürschle diese wissenschaftliche Vakuum-Theorie hernahm, ist mir heute noch ein Rätsel, drückte er doch, wie wir alle seine Kameraden, nur die dürren Holzbänke der Sulzer Hochschule!

Als Stellvertreter seines Vaters hatte er täglich die Kirchenuhr aufzuziehen. Selbstbewußt rasselte er mit den mächtigen Kirchenschlüsseln am großen Eisenring um anzuzeigen wer jetzt mitgehen wolle. Diese Tour war immer ein belangvolles Unternehmen und reizte jedes Mal zum Gang. Schon beim Hinaufsteigen auf die Orgelbühne, die sonst bei der Sonntagsmesse nur den „Ledigen" zugeordnet war, fühlten wir uns

groß und ebenso wichtig. Gleich rannten wir an die Glockenseile und kletterten, wie die Affen, behend an ihnen hinauf. Wenn es dann unversehens bim-bam machte, bekamen wir es mit der Angst zu tun und stiegen rasch die steile Holzsteg zum Glockenstuhl hinauf. War das riesige Räderwerk mit der großen Kurbel aufgezogen, durchstreifeten wir noch den dunklen Langschiffraum und suchten in dieser Totenstille nach Eulen, Fledermäusen und Taubennestern. Waghalsig stiegen wir weiter hinauf zur Turmspitze und guckten durch die kleinen Öffnungen hinab auf den Kirchenplatz. Winzig klein erschien uns alles da unten. Fast schwindelig wurde uns dabei und wir dachten, wenn jetzt nur der Turm nicht umfällt!

Täglich holten wir am Abend beis „Korbersepps" die Milch. Am Backtag wollte jeder von uns Brüder hingehen, weil es da immer ein Stück guten Zwiebelkuchens gab. Die Küche war mit kalten Sandsteinplatten ausgelegt und nur wenig Licht drang, wie überall in den Häusern, durch das winzige Fensterle. In die Wand war eine kleine Nische eingehauen, wo das Öllämpchen sein Plätzle hatte. Mit dem Ämpele leuchteten die Frauen beim Kochen in die Töpfe, vor allem aber, daß die Milch nicht „überlaufe". Bei den Korberseppe war ich wie daheim. Die Frau war eine Seele von Mensch und er war auch ein guter verständiger Mann.

Vielmals nahm er mich mit zum „Z'ackerfahre". Früh morgens vor der vierten Stunde, weckte mich die Mutter und noch halb verschlafen rannte ich barfüßig den Sandbach hinunter in die Kaltengaß, wo der Korber schon die Küh angespannt hatte. Beim Ackern ging ich mit einem Bengel, neben der einen Kuh, die ich am Seilstummel führte voraus und hinter dem Pflug murmelte der Fuhrmann monoton an einem fort – hü – hott und immer nur hü – hott. Heute noch klingt mir, nach so langer Zeit, das hü – hott gruselig in den Ohren. Stolz war er auf die gekerbte, neue herrliche Geißel mit dem „Zwick", von dem er gleich fürs ganze Jahr fünf Ellen hinzu kaufte. Gravitätisch neben dem Wagen herschreitend, knallte er mit Schwung in der Luft herum und hatte daran einen Heidenspaß.

Einmal mußte er unseren Dammenberg umfahren und ich war wieder der „Z'ackerbue". Beim Furchenziehen am hohen Rain entlang, huschten

plötzlich Fasanen auf, die Kühe erschreckten und flohen wild davon. Der Korbersepp war auch nicht mehr der jüngste und humpelte wie ein halblahmer Esel hinterdrein. Keuchend schrie er mir zu: „Sepple renn und hau sie uff d'Schnurr, daß sie halte", und erst im andern Feld brachte ich die Tiere zum Stehen. Ein bißchen stolz war ich schon auf meine Tat und fühlte wie ein Held, der wunder was getan hat. Er aber war auch stolz auf mich und am Vorbeifahren ans Künzlers Bäckerladen kaufte er mir einen Wecken.

Ackerten wir auf einem seiner Felder rannte ich, wenn wir fertig waren, wie ein Windhund heim zur Korberseppene, die mir gleich eine große Schüssel Milch hinstellte und ein Butterflade dazu gab. Darnach holte ich daheim schnell den Schulranzen, ging in die Frühmesse und anschließend gleich in die Schule. Nach dem Unterricht bekam ich sogleich wieder den Essenkorb auf den Kopf und trollte brav, ohne zu murren, dem Städtle zu, wo die Heißhungrigen schon wie Wölfe auf den Fraß warteten.

Ja, ihr sorglosen Kinder von heute, so war uns dazumal noch das Heil beschieden! Wie wird nur der heilige Petrus mit seinen ausgegorenen Engeln jubeln, wenn mal dereinst wieder einer von den treuen braven Sulzer Essenträgler am Himmelstor erscheint?

Jetzt noch kurz hinzu ein Dialog vom seligen Korpersepp, den mir sein Enkel mit Entzücken erzählte. – Die Großmutter sagte zum Großvater: „Der alt Guller do kansch au emol metzge". Der Großvater meint: „Dem sini alte Knoche nag i nimmi ab, den gän mr im ‚Beuschili' mit". Eines Tags kam der Hebräer tatsächlich und fragte den Großvater, ob er nichts feil habe. Der Großvater grinst und meint: „Der Guller do kansch nemme!" Der Beuschili war mit dem Handel zufrieden, steckte den Guller in den Sack und machte sich wieder heimwärts dem Schmieheim zu. Schon zwei Tage später stand er wieder im Hof und sagte zum Großvater: „Aber hör Sepp, ehrlich g'sait, des isch awer miseel e zäher Guller g'si". Da meint der Großvater spaßig: „Welleweg, awer nonit so zäh wiä e alter Jud".

Die Juden kamen von Schmieheim und Kippenheim zu uns ins Dorf. Ein Handwerk durften sie nicht betreiben und so schlugen sie sich mit Handel fügsam durchs Leben. Mit Reichtümer waren diese Menschen wahrhaftig auch nicht gesegnet! Der oben schon erwähnte Beuschili, schleppte sich am Stock mit Sack und Beutel durch die Gassen. Er handelte nur mit Geißen und nahm den Leuten ihre alten Hühner, die sie selber nicht mehr wollten, ab. Chronisch wiegte er den Kopf, mit dem roten struppigen Schnurbart, hin und her. Hatte er eine Geiß am Seil, konnte man fürchten, sie gehe mit ihm durch. Von Kippenheim her, kamen der „Marcks", der „Bündelsepp" und sein Bruder „Abraham". Von Schmieheim war es noch der alte „Baumann", der mit einem Bündel Stoffresten auf dem Buckel am Stock in der Gegend herumlief. In aller Frühe liefen diese Juden im Dorf herum und spät am Abend gingen sie wieder heim. Die meisten Sulzer hatten zu allen ein trauliches Verhältnis. Nur die, die selber gern „beschummeln" wollten, spöttelten über die Judenschaft und trugen in der niedrigsten Gesinnung dazu bei, den Hilflosen in der berühmten ruchlosen „Kristallnacht" in satanischer Lust den Garaus zu machen. Wie hemmungslos miserabel es auch zuging, die Zeit schreitet über Gutes und Böses hinweg und nur wenige unter uns kennen mehr das Sprüchle – „Der Kafili von Schmüäh handelt mit Ochse und Küeh" – . Alle sind von ihren Leiden erlöst!

Was uns die Alten noch vom „Stockbrunnen" erzählten

Vor dem alten Kirchle, das 1864 abgerissen wurde, stand die steinerne „Strafbank". Frevler, Sünder und auch Mädchen, die ledig ein Kind bekamen, wurden da abgeurteilt. Der verachteten „Ungeschicklichen" wurden 66 und dem Bursch 33 Tage Arrest aufgebrummt. Männer mit schwereren „Untaten" wurden zum Gelächter anderer, heftig ausgepeitscht. Einmal soll es passiert sein, daß sich einer nach der Tortur, zur Linderung der Schmerzen, am alten Dorfweg wehleidig in die Brennesseln setzte. Nur der Kopf lugte noch heraus und als Lohrer Neugierige, die auch einmal so ein makabres Schauspiel erleben wollten, vorbeikamen und den Kopf des Mannes erblickten, fragten sie diesen, ob sie noch zurecht kämen? Der sagte: „Nei', s'isch schu vrbi, awer i bin dunderni noch z'recht kumme."

Die Erinnerung meiner Kindheit ist mir immer gegenwärtig und so will ich noch gerne vom Kirchenplatz mit den einmal so blühenden Kastanienbäumen und einer aufregenden Geißenjagd erzählen.

Lange ist es her, als wir Kinder unterm Kastanienbaum mit den aus der Schale gesprungenen, glänzenden Kugeln unsere abendliche, freie Zeit vertrieben. Was gab es da immer ein freudiges Rennen und Jagen, wenn diese stacheligen Gebilde auf die Erde fielen. Mit den Stengeln machten wir Brillen und liefen damit wie gelehrte Professoren auf dem Kirchplatz herum. Bis zum Betzeitläuten hatten wir uns im Eifer heiß gerannt und alle Hosensäcke vollgestopft. Beim hastigen Nachhausespringen – damals rannten alle Kinder heim, wenn es anfing zu läuten –, kullerte wieder die Hälfte davon, was uns dann zu Hause im stillen arg betrüben konnte. Jahr um Jahr erlebte die Dorfjugend immer das wiederholende, frohe Spiele. Damals, vor über hundert Jahren, als das Bäumle auf den Platz gesetzt wurde, hatten sicher auch unsere Großväter ihre Freude daran und vielleicht wer weiß es, waren auch der "Bartlandle", der „Grischortel" und mein Großvater der „Träschle", mit der Schaufel dabei. Jedenfalls aber war sich dann das Bäumle selbst überlassen und mußte suchen, wo es Nahrung fand. So wuchs es heran bei Sturm und Wetter zu einen großen, starken Baum. Seine Wurzeln fraßen sich unter

die Kirche, vielleicht auch wollte er nur horchen und lauschen, was da drinnen gesungen wird, doch es schlug ihm zu seiner letzten Stunde. Dem hohen Rat und dem hochwürdigen Herrn Pfarrer, denen die schönen Bäume die Sicht versperrten, konnten das nimmermehr dulden und sprachen ihm flug das Todesurteil.

Eines Morgens kamen da Männer mit Axt und Säge, der Alte ahnte nichts gutes und schüttelte noch einmal verdrießlich sein ehrwürdiges Haupt. Wohl droben vom Himmel sah gerade der „Träschle" Großvater herunter. „Kumm schnell". ruft er zum ‚Bartle' „und lug e mol do na, was unsere Buewe anstellen". Schon aber lag der Baum zerbrochen und zerschlagen da, der so viele kommen und gehen sah. Der Platz schaut traurig leer, der Traum ist aus, dahin auch die glückselige Kastanienzeit! Verblieben ist zum großen Weheklagen ein toter, schandlicher Straßenmast, der nie und nimmer dem lebendigen Stockbrunnen, noch dem ganzen Kirchenplatz eine Ehre machen wird.

Dem Ferdinand Rößler, selig, tat es beim Kirchgang auch immer in den Augen weh und er redete oft mit s'Breitehanse Rosa über den Fall. Bei ihr stand nämlich hinten im Schopf, ganz mit „Sendewelle" zugedeckt, die alte Holztrott noch vom Urgroßvater, selig, her. Gerade ihr und dem Ferdinand ist es zu verdanken, daß sie nun heute den Kirchplatz wieder wie ein Denkmal aus uralten Zeiten ziert. Es ist auch zu hoffen, daß dieses alte, noch gut erhaltene Möbel den Nachfahren veranschaulichen kann, wie damit ihre Vorderen ihre Weinfässer füllten und wie es noch herb und mühevoll zuging! Manche Nachtstunde verbrachten da die Männer beim Laternenlicht und werkelten manchmal bis zum frühen Morgen!



Die alte Holztrotte von s' Breitihanse Hof (im Hintergrund)

Ein tolles Erlebnis mit einer Geiß erinnert auch noch an die schon erwähnte Judenzeit. Während wir Buben und Mädchen uns wild um die Kastanien stritten, kam der „Marcks" mit einer Geiß vom Gäßli hergelaufen. Wir Barfüßler, die wir seither glückselig unter den Bäumen herumhopsten, blieben alle überrascht stehen und gafften die arme Geiß mit den krummen Hörnern an. „Nu, wem gehört ihr Buewe", wollte er erst wissen und fragte dann, ob ihm nicht einer die Geiß nach Kippenheim bringen wolle. Mein Bruder Robert, der schon immer gern fuggerte, verhandelte gleich über den Lohn, den er für diesen sonderlichen Fall spendiert bekäme. Nu, meinte der Marcks gütig: „Zwanzig Pfennig kansch schu verdiene, aber erst wenn du sie bei mir daheim hast."

Handelseinig nahm der Robertle sie an die Hand und versprach mir die Hälfte, wenn ich hinterher treibe. Die verängstigte Geiß bangte offenbar um ihr Leben und wollte lieber wieder zurück in den heimischen Stall. Nur mit Zwang, ich mußte wie verrückt hinten schalten, brachten wie sie die Heitergaß hinauf. Auf der andern Seite den Berg hinunter ging sie eine Weile williger, erst unten an der Landstraße fing sie wieder zu bokken an und wir brachten das Tier keinen Schritt weiter. Gut war nur, daß es noch keine Autogefahr gab und auch nur vereinzelt Fuhrwerke unterwegs waren. Alles schmeicheln und drängen half nicht. Den Robert traktierte sie zornig mit den Hörnern, riß sich los und suchte das Weite. Was wir nur konnten, rannten wir der Wildgewordenen nach und erst unten auf der „Freimatt", am Bahnwärterhäusle, konnten wir sie mit Hilfe des Bahnwärters wieder einfangen.

Abgehetzt mußten wir erst wieder den langen Weg zur Landstraße zurück und kamen, als es schon dunkel war, mit der Geiß in Kippenheim an. Leute am Weg fragten wir wo eigentlich der Marcks wohne und fanden das Haus nahe der Kirche. Eine ganze Weile lotterten wir an dem verriegelten Hoftor, bis uns die verscheuchte Frau aufmachte. „Um Gottes Willen" rief sie aus, „von wo kommt ihr Buewe nur her, die Geiß isch jo tropfnaß, die dampft wie ä Wäschkessel!" Aber gütig versorgte sie uns mit Milch und Matzebrot und gab die versprochenen 20 Pfennig, die uns wohl noch am meisten interessierten!

Mittlerweile ist es stockdunkel geworden und wir fürchteten uns fast zu Tode, als wir am Heimweg durch die zwei engen Hohlgassen gehen mußten.

Heute noch, wenn ich nach so vielen Jahren an dem noch gleichaussehenden Haus vorbeikomme und das alte Brettertor erblicke, bewegt mich der Gedanke an diese Zeit und ich denke mit Wehmut an mein „Robertle", der nun auch seit zwei Jahren nicht mehr ist. Und immer mahnt und fragt das Innere – was ist wohl aus diesen Menschen geworden, wo sind sie hingekommen, was ist mit ihnen geschehen, sind sie auch wie so unendlich viele ihrer Rasse, von eigennützigen, fanatischen Christenjuden grausam umgebracht worden – ?!

Eine andere sensible Geschichte, die mir auch noch lebendig in Erinnerung blieb, soll in dieser Chronik auch nicht vergessen sein. Einige Sulzer verdienten in der „Sesselfabik" Ringwald, in der Werderstraße ihr täglich Brot. Schon der Name „Ringwald" war in der ganzen Gegend ein Begriff! In jener Zeit führte der alte Weg, wie schon gesagt, noch an der Dorfmühle vorbei und ihm „Wäckerle" sein Haus unten dran bildete das Dorfende. Eines Tages kamen fremde Leute mit Kindern und ein paar Habseligkeiten vom Sachsenland her angezogen und nisteten sich wie Spatzen unters Wäckerlis Dach. Der Mann sah schmächtig aus, man konnte glauben, er wäre der Hungersnot entronnen und seine Ehehälfte, dürr und hager, paßte zu ihm wie ein Ei zum andern. Jeden Tag kam ich um die Elfuhrzeit, mit meinem Essenkorb auf dem Kopf, da vorbei. Einmal stand sie mit einem Lumpenbündel in der Hand vor dem Gärtle und fragte fast verzweifelt, ob ich das Essen für ihren Mann ins Ringwald nicht mitnehmen möchte. Obwohl ich schon mehr als genug zu tragen hatte, erfaßte mich Mitleid mit dieser leidig aussehenden Frau. Ihre traurigen Augen sahen mich so bittend an, als wäre ich ihr Lebensretter. So nichtssagend ich mir durch die Erziehung noch vorkam, rechnete mein kindliches, unbedeutendes Hirn doch auf die sechs Pfennig, die ich möglich ohne das Wissen der Mutter verdienen könnte. Das waren immerhin sechsunddreißig in der Woche. Eine Woche lang nahm ich diese Furage mit. Als ich aber beim Heimweg am „Ruheplatz" unter dem großen Nußbaum am Wieblisweg mit den andern wie üblich die Geschirre unter-

suchte, entdeckte ich überrascht, wie die zwei irdenen Häfen satt mit Hobelspänen vollgestopft waren. Gleich auch kam mir die Erleuchtung, daß die Frau die Späne ganz sicher zum Anfeuern benötige. Mich kleinen Brotverdiener packte der heilige Zorn und ich sagte mir, die kann ihre Anfeuere selber im Wald holen, wie wir es auch tun müssen. Wie ein Fuchs schlich ich mich anderntags vorbei, ohne ihr Essen mitzunehmen.

Wie muß dem armen Mann den ganzen Nachmittag über der Magen geknurrt und wohl noch nie sich so nach dem Feierabend gesehnt haben, wie gerade an diesem fatalen Tag. Um seine seelische Not zu empfinden, muß man jene bedürftige Zeit auch einmal im „Überfluß" unter die Lupe nehmen! In diesem Zeitabschnitt hatte wahrlich kaum ein „Fabrikler" am Wochentag ein paar Pfennige im Sack, um sich notfalls einen Wecken im Bäckerladen und dazu einen Teller Supp in einer Wirtschaft zu holen.

Ich ahnte ja was auf mich zukomme und prompt auch kam am Abend die Frau, bleich und abgehärmt zu uns ins Haus gelaufen und klagte der Mutter ihr Leid. Mit Bangen erwartete ich hinter dem Versteck die Schelte und ließ traurig alles über mich ergehen. Reuig mußte ich versprechen, so etwas „Arges" um der Muttergotteswillen, nie wieder zu tun. Bei aller Unbill die über mich kam, betrübte mich doch der Verlust des Trägerlohns, der von nunan zur Mutter gebracht wurde.

Mißmutig mußte ich das Essen dem Mann weiterhin bringen und der Madam ihre begehrten Hobelspäne ins Haus tragen. Heute jedoch will ich verstehen und nachfühlen, wie sich diese Leutchen in ihrer Armseligkeit an jeden Strohhalm klammerten. Gewiß werden sie lange schon von ihren Sorgen und Nöten erlöst sein und keiner Hobelspäne mehr bedürfen. Ihrer Brotstelle in der Lahrer Werderstraße ging unterdessen auch der Atem aus. Kein Stein liegt mehr über dem andern und nichts, aber auch gar nichts, erinnert noch an die einstmals so gewichtige Stuhl- und Sesselfabrik Richard Ringwald. So schwindet alles unabänderlich hin. Menschen kommen und gehen, jeder Baum, Strauch und jegliches Geschöpf zerfällt und zersetzt sich ewiglich immer wieder zu neuem Leben. Wer dies erkennt und ohne Schmerz begreift und sich keine trügeri-

schen Heilsbilder auf die Seele blenden läßt, lebt frei und ungebunden auf dieser wunderlichen Erde und bangt auch wahrhaftig nie und nimmer um die letzte Stunde. Der Totenwechsel ist einmal das Los des Lebens und wer da dran herumgrübelt und sinniert, kommt vom Hundertsten ins Tausendste. In Düsternis erscheint das All – kein Anfang, kein Ende und keine Ruhe – bis die Augen brechen.

Familiäre Kleinbetriebe waren derzeit noch gang und gäbe und jeder kannte von jedem bis aufs Herz die Verhältnisse. Vor der Weihnachtszeit, zum Beispiel, lief noch die „Hahneneschtleri" mit dem Strickzeug in der Hand, den langen, beschwerlichen Mattenweg hinauf nach Sulz. Vertraulich ging sie in die Häuser der Männer, die bei ihrem Mann arbeiteten und fragte gütig die Frauen, was sie sich zum „Chrischtkindle" wünschen. Die Sulzer Frauen waren ja in ihrem bescheidenen Leben von dem vornehmen Besuch mehr wie beglückt und meinten allenfalls: „Oh' was sollen wir wünschen, wir sind ja schon froh, daß der „Herr" mit unserem Vadder z'friede isch." Auch von da blieb nur noch eine schwache Erinnerung übrig. Alle sind lange schon heimgegangen bis auf die letzte dieser Dynastie, die das Geschick nach dem fernen Afrika verschlug und wer weiß es, vielleicht noch am Leben ist?

Weil in fast allen Betrieben noch die Fuchtel herrschte – „Heili, Pauli und G'schneider, acht Tag g'schafft und draußе leit'r", wollte mancheiner davonlaufen und gern selber den Herrn über andere spielen. So wagte es auch der kuraschierte Sesselmacher Philipp Wäckerle, bei dem die vor erwähnte Sachsenfamilie unter dem Dach wohnte, mit dessen Hilfe, dem Korberkarl und noch einem Sulzer eine eigene „Fabrik" aufzumachen.

Hinten im Sulzbachtal betrieb der Felix Wacker eine Ölmühle, die er von seinem Vater Fridolin erbte. Die hölzernen Mahlzähne und Steine waren schon alt und abgewetzt und so mußte er Tag und Nacht an Erneuerungen denken. Oben über der Rittini lag im Wald an der Sommerhalde ein großer Felsbrocken. Manchesmal an Sonntagen spazierte er da hinauf und untersuchte den Stein auf seine Brauchbarkeit. Eines Tages machte er sich entschlossen daran, aus diesem einen Mühlstein zu hauen. Kam bei

trockenem Wetter nur wenig Wasser fürs Mühlenrad und es dann in der „Öli" nichts zu tun gab, packte er Hammer, Meißel und das Güdderli Moscht mit dem Vesperbrot ins Körble und ging hinauf an die Arbeit.

Schon schön rund ward der Stein modelliert und er freute sich täglich mehr über das schon fast gelungene Werk. Das Schicksal aber wollte es anders. Durch das Hin- und Herhetzen, dazu das hitzige Werkeln am Stein, wurde er krank und von der Influenza heimgesucht. Am 8. Juni im Jahr 1900, im Alter von 68 Jahren, drückte ihm der Tod die Augen zu und nur wenige wissen noch etwas von dem Felix und seiner Mühle. Der Stein aber hat ihn überdauert und liegt heute als Wahrzeichen genau noch so am Platz, wie er ihn verlassen hatte.

Nun war alles aus. Ein Nachkomme war nicht da. Nur seine beiden ledigen Schwestern die „Fronni" und „Kätherin" lebten noch eine Zeit im Haus, aber die Öli gab den Geist auf. Dem Philipp Wäckerle kam das wie gerufen. Sein sehnlichster Wunsch auch einmal ein Herr zu sein, sollte sich erfüllen. An der Außenwand zum oberen Stock hinauf, zimmerte er eine Holzsteg und richtete oben einen Saal ein. Mit nichts aber konnte nicht einmal der Teufel eine Hölle schaffen und so mußte unser Philipp erst ein paar gute Bürgen suchen, um Werkzeug und Maschinen kaufen zu können.

Alles schien gut zu laufen. Das Mühlrad kam wieder in Bewegung und das noch ganz bäuerliche Sulz hatte urplötzlich eine Sesselfabrik! Hochzidder und Wichtigtuer prahlten mit Geld, das sie nie auf der Sparkasse hatten und bestellten großspurig Bettladen, Kuchikänschterle und andere Möbel, weil sie meinten, das alte Zeug noch von den Alten her, könne man nicht mehr sehen lassen. Das Mühlrad rauschte, an Arbeit sollte es auch nicht fehlen und reges Leben kam wieder ins Sulzbachtal, in die alte Mühle. Lustig wurde bei den Hochzeiten und an Kilwitagen getanzt, getrunken und fröhlich gesungen. Aber vor lauter Baßgeigenflausen blieben die Schulden beim Sesselmacher hinten im Tal, in den vergnügten Herzen versunken und vergessen. Anstatt Geld kam der „Kuckuck" ins Haus und kaum im Sattel, war der Wäckerle Philipp schon wieder ein armer Mann. Hab und Gut, alles wurde ihm genommen und versteigert.

Anno 1904, an einem sonnigen Septembertag, kam ein Fuhrwerk von Lahr und holte für den „Dahlinger" die Hobelmaschine ab. Wir Buben standen wißbegierig drumherum und wollten alles sehen. Der avisierte „Fabrikant" Wäckerle stand oben auf dem Pritschenwagen und half die Maschine laden. Sein bekümmerter Vater sah von unten ängstlich zu und schrie als es kritisch wurde, zu ihm hinauf: „Philipp paß auf, der Wagen fällt um" und schon ward das Unglück geschehn. Die Maschine kippte um und in fünf Minuten war der Philipp lebendig und tot und am selben Tag las man ihm die Totenmesse. Wenn die Maschine heute noch bei Dahlinger hobeln sollte, können sich die „Sulzer", die dort arbeiten, das verhängnisvolle Monstrum einmal bedächtig ansehen!

Als Nachruf ist in der Urkunde lakonisch vermerkt: „Philipp Wäckerle ist am dritten September 1904 verstorben." Noch jung, mit nur 34 Jahren, holte ihn der Sensenmann und erlöst war er von allen Problemen. Kein Gerede, kein Kummer und keine Sorge lasteten mehr auf ihm. Schwer aber drückte die Bürde auf die zwei Männer – ich will keine Namen nennen –, die leichtgläubig dem Philipp bürgten und ihm gerne zum Erfolg verhelfen wollten. Nur wenige wissen noch von dem Unglück über das damals tagelang geredet und alles an die große Glocke gehängt wurde. Keinem tut mehr etwas weh. Die Zeit ging darüber hinweg und heilte alle Wunden!

Der „Totengräbersepp", mit der Brille auf der Nas, dem verschobenen Kiefer aus dem noch drei mächtige Bisamzähne hervorlugten und einem zerzausten Schnurrbart, zählte auch in jener Zeit noch etwas im Dorf. Jahrelang polterte er den Mitbürgern, denen es hinieden nicht mehr so recht gefiel, die letzten Schollen zur ewigen Ruh ins Grabloch. In seiner Werkstatt, die gleich neben der „Stubb" lag, hobelte er die Bretter zu den Särgen für die armen Seelen. Einmal als der Sarg für einen Toten, der noch auf der Bettlad lag, am Boden in der Kammer hatte, passierte ihm ein schreckliches Malheur. Als man den armen Tropf hineinlegen wollte und aber der Sarg zu kurz war, meinte er zu den Hinterbliebenen die helfen wollten: „Jeses nei, ihr guete Lit, gehn e Wieli nus." Verzweifelt hopste er dann dem ein paarmal auf die dürren Beine, bis sich der Deckel zunageln ließ. Immer wenn er die Musiker und anderes Volk in die

Stubb' nebenan gehen sah, plagte ihn auch jämmerlich der Durst. Weil aber chronisch immerzu nur wenig im Gäldbiddel dafür übrig war, suchte er auch manchmal auf krummen Wegen zu einem Geldlein zu kommen, bis ihm der Kadi auf den Fersen war. Eines Tages hatte er dieses Armeleutleben überdrüßig und machte mit dem Rasiermesser kurzerhand an der Gurgel damit Schluß. Wie es die Kirche damals noch hielt und glaubte, jeden Freitod unbeerdigt zu verdammen, war und blieb ein Trug der vermessenen Gesellschaft. Meiner Ansicht ist ein Mensch, der desentwegen andere verdammt, sicher mit sich selber nicht ganz im reinen!

Der Säulimarkt am Bärenplatz und das behagliche Rebstöckle in der Marktstraße

Der Iselischnieder, der Färdiländer und der Großfrieder waren zueinander gute Kameraden. Eines Morgens liefen sie miteinander fröhlich die Matten na, um am Bärenplatz ein Säule zu holen. Jeder nahm einen Salzsack und ein Seil mit, um es dann auf dem Buckel nach Hause zu tragen. Im Färdi sein Enkelbüble, der Karili, sein Herzkäfer, durfte mitgehen zum Säulimarkt. Am Bärenplatz schenkte ihm der Großvadder ein Fünferle zu einer Bretschel. Närrisch vor Freude liebäugelte er das Geldstückle an und spielte noch im Mund mit der Zunge damit, bis es die Gurgel hinter rutschte. Der Karili weinte und schluchzte, wie wenn er jetzt sterben müßte, doch der Großvater beruhigte und tröstete ihn weil er ja wußte, daß es nichts macht und doch wieder zum Vorschein komme. Weil aber in dänne Zitte nichts zum verblämberä war, mußte das Fünferle wieder her und wir werden noch sehn, wie sich der Prozeß vollzog.

Mittlerweile hatte jeder ein Säuli im Sack und sie kamen überein, sich noch ein Viertele Rotwein im Rebstöckle zu genehmigen. Das Rebstöckle war bekannt und beliebt und ist bis in die Zeit hinein eine reelle behagliche Wirtsstube geblieben. Das Landvolk traf sich da zum Hammelbrotis und Kuttelessen und wie lustig ging es da immer zu. Andächtig standen die zwei Sulzer mit dem Karili in der Marktstraße und betrachteten in freudiger Stimmung das bunte Leben und Treiben. Großspurig stand der Großfrieder mitten im Trubel und besah sich in aller Gemütlichkeit das Rebstöckle von außen mit dem Wirtshausschild und buchstabierte laut: „Gasthaus zum ‚R-e-h-bock'!" Von dieser Stunde an wurde er nur noch der Rehbock geheißen. Drinnen ging es lustig und heiter zu, gerade wie im Schlaraffenland, alle Sorgen wurden zum Teufel verbannt. Der Karili bekam eine Limonade und noch eine Bretschel dazu. Gar nicht mehr dachte er an's Sterben und das Fünferle, das ihm soviel Kummer machte. Dem Großvater aber ging das Fünferle nicht aus dem Sinn und er erzählte dann daheim dem Großili die Geschichte. Das Großili schmunzelte nur und meinte ganz leutselig: „Gang nimm ä Zittig und setz des Büble im Stall druff und laß ihm a ‚Schißerli' mache." Brav folgte der Karili und machte artig ein schönes Hüffli. Der Großvater



„O letz am Bendel het dr Frieder gsait, als er diä gruusig Bildtafel an dr Wand hänke gsehn het!"

suchte begierig mit einem Steckli nach dem Fünferle und als keines zum Vorschein kam, meinte er ganz rührselig zum Büble: „Karili druck noch emol, s'wurd schu noch rus kummä!"

Der Sonnewirt

Zwei junge Burschen stahlen dem Sonnewirt oben im Weingarten, immerfort von seinen Birnen. Der Sonnewirt wollte gerne wissen, wer das ist und setzte sich bei Vollmond unter den Birnbaum. Als die zwei wieder kamen, sahen sie von weitem schon den Sonnewirt unter dem Baum sitzen. Ärgerlich überlegten sie, wie man den Mann darunter wegbringen könnte. Gleich auch fand sich die Lösung, indem sie sich an den Enden des Ackers verteilten. Der erste an dem einen Ende schrie durch die Nacht gedehnt: „U–h–u" und der am andern antwortete gedehnt: „Wer bist d–u–u?" Der erste schrie: „Ich bin der Deifel" und die andere Stimme rief zurück: „Wo kommen wir zusammen?" Der erste schrie wieder: „Unter dem Sonnewirt sein Birnbaum!" Als der Sonnewirt das hörte, glaubte er an unheimliche Geister und nahm vor Angst Reißaus den Berg hinunter. In der Wirtsstube erzählte er weit und breit, daß es da oben nicht ganz geheuer sei und ein anderer meinte: „Sicher gehn da ein paar Verwunschene um, ich hab's au schu erlebt!"

– Oh' du verreckti Hau –

In früheren Zeiten, wenn einer noch etwas im Ranzen hatte, ging er in die „Fremde". Stephes Adolf ergriff auch einmal das Fernweh. Er schnürte sein Bündel und machte sich auf und davon. Kalrsruhe, Frankfurt waren seine Zwischenstationen bis er sich noch in die große Kaiserstadt Berlin wagte. Das weltstädtische Leben in den breiten Straßen, packte ihn gewaltig und als er noch den „Parseval" über das Häusermeer fliegen sah, kam er aus dem Staunen nicht mehr heraus. Gleich auch stand er auf festem Boden und er konnte nach einem Jahr schon ganz perfekt berlinerisch quasseln. Wie es bei dem jungen Wuchs dort so üblich war, ließ er sich auch gleich eine „Petschaft" machen, womit er seinem in der Heimat verbliebenen Karolinchen herzzerreißende Liebesbriefe „versiegelt" ins stille Dörfle senden konnte. Diese so vornehm versiegelten Botschaften stachen auch dem jungen Postler Sepp in die Augen und es tat ihm immer ein bißchen im Herzen weh, wenn er der netten Karolina ein so geheimnisvolles Briefchen überreichen mußte. Der Karolina kamen immer die Tränen, wenn sie die glühenden Worte von ihrem über alles geliebten Adolf vernahm. Sehnsüchtige Briefe gingen hin und her von Sulz und der Weltstadt und das Heimweh nacheinander, wurde immer mehr zum Leid. Eines Tages plagte es ihn so sehr, daß er gleich seine sieben Sachen packte und urplötzlich wieder oben am Bühl in Erscheinung trat. Alles lief vor lauter Neugier zusammen und der Hermännle, sein alter Kamerad, war so vom Wiedersehn begeistert, daß er ausrief: ,,Wie der rede kann!"

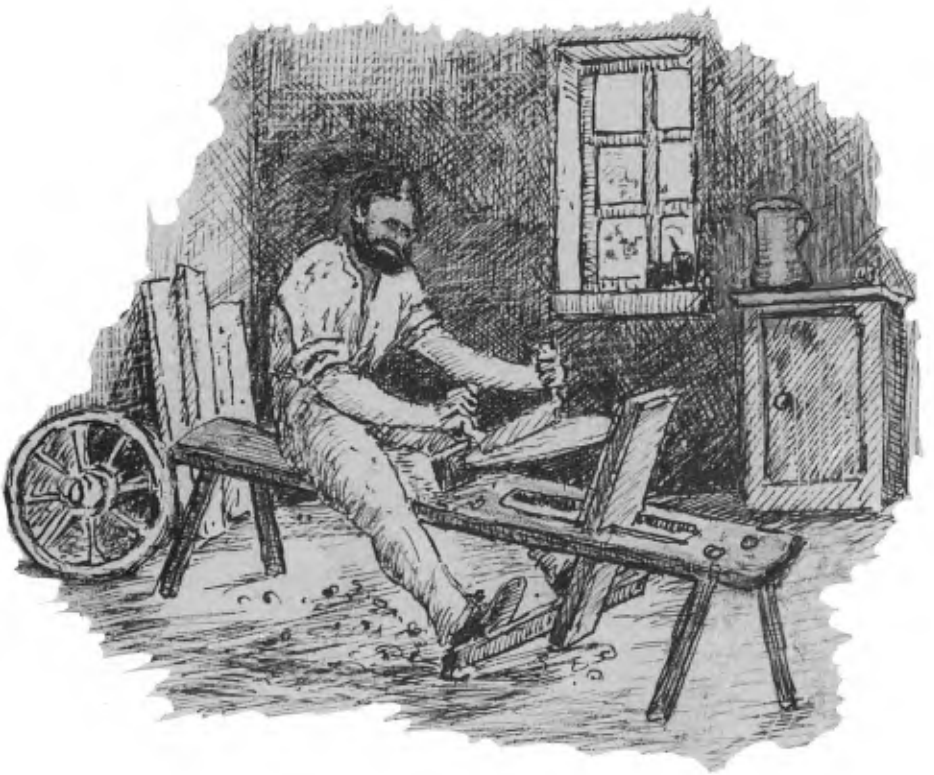
Vorerst kam dem Adölfli alles etwas fremd und ungewohnt vor und er hing im Zwiespalt des Berliner- und Sulzer Jargons. Als er dann mit dem ,,Köksle" auf dem Haupt umherging und sich vom Vater alles ums Haus herum zeigen ließ, kamen sie auch in den Schopf. – Siehe da!, auch noch all das Feldgeschirr! Begeistert rief er aus: ,,Junge, Junge Vata, det is noch de olle ‚hackende Pick' mit der ich mit der Jroßmutter, wees Jott, so vielemale habe mitloofe müsse uff de Jalgenberg." Als er dann ungeschickt mit de eene Been drauftappte und der Stiel im arg auf die Nase haute, rutschte ihm zum Teufel, im urwüchsigsten Sulzerditsch aus der Berlinerschnauze heraus: „Oh' du verreckti Hau!"

– Bläsiörgs –

Im Oberdorf in der Kollmergaß, an der Ecke wo es hinauf zum Bühl geht, lebten und arbeiteten die Bläsiörgs und betrieben mit den Kindern ohne Magd und Knecht eine ansehnliche Landwirtschaft. Breit und geräumig war der Hof an den sich der Stier- und Kuhstall mit der riesengroßen Scheuer anschloß und gleich daneben der Ochsenstall. Hinter den Gebäulichkeiten dehnte sich der weite Gras- und Obstgarten bis hinunter zum Augraben. Der Bläsiörg war noch ein Bauer von altem Schrot und Korn und noch dazu ein begabter, erfinderischer Geist. Die Leitern und Wägen mit den Rädern und was sonst zum Hof gehörte, alles werkelte er selber und galt überall im Dorf als ein geschickter Mann. Pechschwarz war sein Haupt- und Backenhaar und in seiner ganzen Art glich er einem ruhigen, besonnenen Menschen, derb aber wahr, echt und recht. Aber wütend wie der Teufel konnte er doch werden, wenn wir Buewe ihm etwas von seinem Handwerkzeug verschleiften. An Sonntagen durfte der Johannle, s' Krummholze Paul, und ich als Kamerad mit in den Wald gehen, wo er uns lehrte die Steine, Sträucher und Bäume kennenzulernen, die am Weg lagen und standen. Beim Anblick riesiger Felsblöcke konnte er uns lebendig erzählen, daß sie schon seit urfürdenklichen Zeiten Geschlechter vorbeikommen und gehen sahen und wenn sie reden könnten, verklungene Geschehnisse offenbaren. Alle Leute gingen gerne in den Wald, da war friedliche Stille und Erholung von den Plagen des werktäglichen Lebens. Setzten wir uns an Weidengehölz nieder, langte er nach seinem geliebten „Hirschfänger" und zeigte uns, wie man aus der saftigen Rinde Pfeifen und Blashörner macht und wir waren glückselig und frohgelaunt dabei.

Die Seraphin war dem Vater Jörg seine zweite Frau. Die erste starb ihm früh hinweg und hinterließ ihm drei Kinder, die Luis, den Georg und die Berta. Der Seraphine gebahr ihm noch drei hinzu, die den Namen Sepp, Philippin und Johann trugen.

Bei den Bläsiörgs war immer viel Umtrieb. Abends kamen die Bauern und brachten ihre Kühe zum „Springen". Für uns Buewe war das aus dem Versteck heraus immer ein erregendes Schauspiel. Da war auch noch



Der Bläsiörg am Schnittstuhl

der Ochsenstall, der uns immer wieder anzog, dadrin standen hm – zwei kraftvolle Burschen. Der Weiße war ein friedliches Tier, aber der Rote bös und wild. Kam jemand fremd in den Stall, fegte er gleich hinten hinaus und gerade das reizte uns zum „fitzen", was uns böse Buben Heidenspaß machte.Vielmals in meinem langen Leben mußte ich an die Bläsiörgs denken und wie verzaubert kamen die schönen, lieblichen Erinnerungen. Gerade der Johannle und ich durften der Mutter Seraphine, wenn sie Zwetschgenschläckli einmachte, den „Zuckerhut" verklopfen. Heute, wo alles hundertmal umwickelt und eingepackt serviert wird, weiß kein Mensch mehr etwas von den Zuckerhüten.

Banges Gefühl überkommt mich, wenn ich heute noch an den Rauchfang in der Küche denke, wo man oben das Licht des Himmels erblicken konnte. Da hingen prall die Speckseiten, die Leber- und Schwarzwürste – Schmalhans, war da nie zu Hause! Einmal verhandelte mir der Sexauer Gustav – seine Gebeine liegen irgendwo um Verdun, in Frankreich herum – für ein Säcklevoll steinerne, glaserne und „harderne" Kügelchen, ein halbkaputtes Terzerölili, das auch noch ganz gewaltig meinem Kamerad, den Johannle faszinierte. Langte ich das Ding aus dem Hosensack wurde er ganz feurig davon und versprach mir mit einem Stück Speck den Himmel auf Erden, wenn ich es ihm zu eigen mache. Handelseinig gingen wir in die Küche, niemand war zu Hause, alle waren draußen auf dem Feld und beim Hinaufsehen in den Rauchfang wurden die Augen groß und größer. Der Johannle holte aus der Tischlade ein àltes Brotmesser, das sicher noch von den Ureltern her stammte. Das Ding war so abgeschliffen und biegsam, daß ich mich kaum traute, damit an den Speck heranzugehen. Aber beim Anblick all der Herrlichkeiten rann mir das Wasser im Mund zusammen. Der Johannle schob die "Wasserbank", darauf standen immer die gefüllten Wasserkübel, an den mit Lehm gemauerten Herd. Ich stieg hinauf und säbelte an einer schon angeschnittenen Speckseite herum. Immer weiter rutschte das biegsame Messer nach innen. Mir wurde bange zu Mute und der Angstschweiß rannte mir vom Gesicht. Der Johannle sah von unten ungeduldig zu. Immer glaubte er jemand kommen zu hören und schrie zu mir herauf: „Mach doch emol und hau ab!" Den großen Fetzen nahm ich unter die Hemdbluse, rannte wie ein Dieb davon und versteckte den Fang in

unserer Scheuer. Und aber, wenn ich bei meinen Erinnerungen noch jung und heiter werde, rieselt es mir doch in den alten Tagen noch gruselig den Buckel herunter, beim bloßen Gedanken an diesen Speck- und Terzerölilihandel.

An Wintertagen saßen mir manchmal beisammen in der warmen Stube, knackten Walnüsse und machten Welschkorn aus. Ganz lebendig konnte der rührige Mann dabei Geschichten erzählen. Wie aber sperrten wir Maul und Ohren auf, wenn der Matthias Kneisel, der Schinderhannes und andere Spitzbuben, die den Reichen von ihrem Sach stahlen und gütig unter die Armen verteilten und auch verhökerten, an die Reihe kamen. Nie genug konnten wir davon hören und noch nachts im Traum erschienen uns diese Wilderer und Räuber. Tenor konnte der Vater Jörg singen, noch gefühlsseliger als wie es der Italiener Caruso heraustrillern konnte. Seine Lieblingslieder waren: „Der Jäger in dem grünen Wald", „Die Gedanken sind frei", „Freiheit die ich meine", „Was frag ich nach Geld und Gut", Abend wird es wieder", Ännchen von Tharau". Ganz besonders lag ihm der Freiheitskämpfer, Robert Blum, am Herzen. Rührend und steinerweichend klang dies verbotene, revolutionäre Kampflied an unsere hellwachen Ohren! Dann um die Brotzeit herum langte er nach der Sackuhr, lugte hin zu der Muedr und ums rumgucke lag ein Laib Brot auf dem Tisch und daneben eine Schüsselvoll Bibiliskäs.

Schön war diese Zeit. Als ich in späteren Jahren einmal aus der Fremde wieder heim kam, war der einstmal so rüstige Bläsiörg ein alter kranker Mann geworden. Im Kirchgäßle begegneten wir uns und nachdem er mich nach der herzlichen Begrüßung als den „Sepple" wieder erkannte, rollten Tränen über seine furchengezeichneten Wangen und er meinte: „Ja, ja Sepp, so geht es einem, ich habe geschafft und geschunden, habe viel Freude am Leben gehabt und aber auch manchen Kummer ertragen. Jetzt bin ich alt und nicht mehr viel wert, aber immer habe ich den Rosenkranz bei mir und unser Herrgott ist noch über uns!"

Hin und wieder komme ich in die Kollmergaß und tue auch einen Blick ins Bläsiörgs Hof. Alles steht seltsamerweise noch genau so da wie ehedem. Der Urenkel Paul zeigt und erzählt mir gefällig was er noch



Hinten an der Ecke steht noch Bläsiörgs Hof

weiß, doch meine Augen suchen in den leeren Ställen nach dem vollblütigen Leben, das einstmals uns alle beseligte. Im Holzschopf steht nicht mehr die große, eicherne Trotte und in den Gassen dröhnen, wie einst im Herbst, auch keine Karrenbütten mehr. Alles ist vergänglich, selbst lebenslänglich und alles, alles geht einmal zu Ende!



Im Viehweg stehen noch die alten Häuser und der Moser Heiner geht gemächlich mit der Hau auf's Feld



Das Büble Fritzle, der heutige 75jährige Kaiserwirt, wie er mit seinen Eltern zur Aufmachung einer ersten Metzgerei anno 1905 von Kappelrodeck nach dem kleinen Sulz kam



Zigeunerfamilie Wagner mit Frau Ritter am Sulzberg im Jahr 1925



Zigeunerfamilie Wagner mit Frau Ritter am Sulzberg im Jahr 1925



Infanterie - Regiment Lahr 1904 Bahnhofstraße



Rekruten - Jahrgang 1887, der Fuhrmann war der "Josepp" im Viehweg und das ganze Gepränge hat sich auch noch nach bald hundert Jahren, bei der heutigen Jugend, wach erhalten



Rekruten - Jahrgang 1924

Beim Schluß meiner Betrachtungen darf ich überlegen, ob nun die heutige, bedenkliche Zeit in dieser Welt, mit dem technischen Mondabenteuer und einer phantastisch unheimlichen Kriegsrüstung mit gleichsam lebendig wachhaltendem Sirenengeheul, die Erdbewohner sicherer und sorgloser leben als zu früheren Zeiten? Darüber läßt sich wahrhaftig trefflich streiten. Den Unverstand heilen zu wollen ist gerade so, als wenn man einem Huhn einen Kreidestrich am Boden macht, um es am Durchgehen zu hindern. Ganz gewiß aber wird es im Gewühl noch verwirrender zugehen, wenn dereinstig ein noch waghalsiger Juri Gagerin auf dem Mars oder gar auf der Jungfrau Venus seine Gehversuche machen wird.

Das Ausufern der Rüstungsproduktion mit der eklatanten Erscheinung einer niedlichen, sauberen "Neutralbombe", schreckt selbst gebildete Menschen nicht, ihre Abscheu dagegen kund zu tun. Nun mir kann es auch gleich sein, ob sich der eine oder andere Erdenmensch mit solcherart hirnverbohrtem Teufelskarussell traumselig in die Hölle oder lieber gleich ins Himmelreich verfrachten lassen will. An meinen Betrachtungen hatte ich viel Freude, der Zünderle und all die Menschen, die ich einmal recht gut kannte, kamen mir wieder ganz lebendig in Erscheinung und ich wünsche meinen Lesern ebenfalls Spaß und Kurzweil dabei.

Im Herbst 1977

